Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 164 (1996)

Heft: 21-22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

21/22 [1996] 23.Mai'96

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

Seesturm

Wie schon zu Ostern spricht uns nun auch zu Pfingsten auf der Frontseite ein Bild aus der Holzschnittfolge «12 Gleichnisse» von Walter Loosli ausdrucksstark an. Wohl ist der «Seesturm» (Mt 8,23–27; Mk 4,35–41; Lk 8,22–25) keine Gleichnisrede, sondern eine Wundererzählung; dass Walter Loosli diese Erzählung dennoch als Gleichnis behandelt, hat nicht nur mit der künstlerischen Freiheit zu tun, sondern auch mit der Vertrautheit des Künstlers mit der Bibel. Das Markusevangelium verschränkt die vorausgehenden Gleichnisse vom Reich Gottes (4,1–34) mit einem «und er sagte» mit der anschliessenden Erzählung vom Sturm auf dem See: So wird aus dem Zuhörerkreis der Gleichnisrede Jesu unmittelbar der Zeugenkreis seines Handelns. Im Matthäusevangelium entspricht Jesus der Bitte der verunsicherten Jünger nicht unmittelbar mit einem Machtwort, sondern mit einer Belehrung über echte Jüngerschaft; die Rede beherrscht das Handeln so, dass hier mehr von einem «Wundergespräch» als von einer «Wundererzählung» die Rede sein muss.

Wie von der Osterausgabe (SKZ 14–15/1996) her erinnerlich, wurde Walter Loosli 1932 in La Chaux-d'Abel, einer deutschsprachigen Täufergemeinde im Bernischen Jura geboren, wo die von den Magistraten des reformiert gewordenen Bern im 16. Jahrhundert verfolgten «Schweizer Brüder» den Schutz der Fürstbischöfe von Basel gefunden hatten. Heute fühlt er sich, seiner täuferischen Herkunft sehr bewusst, zwischen reformierter und katholischer Kirchlichkeit stehend. Nach einer pädagogischen, heilpädagogischen und künstlerischen Ausbildung ist er seit 1972 freischaffend und vor allem für Wand- und Fenstergestaltungen in Kirchen und öffentlichen Bauten bekannt geworden. Für den öffentlichen, aber auch den privaten Raum schuf er keramische und schmiedeiserne Wandreliefs, Holzplastiken und Fenster. In den öffentlichen Raum geht Walter Loosli aber auch mit der Zeichnung, dem Bild und der Druckgrafik, dem Holzschnitt, mit dem er meist ganze Folgen schafft. So ist der Holzschnitt auch für unsere Pfingstausgabe ein Bild aus dem Zyklus der 1982/1983 entstandenen grossformatigen zwölf Gleichnisse, die in der Kirche Glockental Steffisburg Aufnahme fanden.

Dass Walter Loosli uns für unsere diesjährige Pfingstausgabe seinen «Seesturm» zur Verfügung stellt, hat damit zu tun, dass dieser Berner Künstler ein bibelkundiger Christ der täuferischen Tradition ist. Denn im Matthäusevangelium wird das Schiff im Sturm transparent für die Kirche, zu einem Gleichnis für die Kirche, schliesst die Seesturmerzählung doch unmittelbar an zwei Nachfolgegespräche (8,18–22) an. Das verbindende «seine Jünger *folgten* ihm» mag anzeigen, dass das Gespräch über Nachfolge nunmehr mit einer Nachfolgeerzählung weitergeführt werden soll.

In der Darstellung des Seesturms ist Walter Loosli wichtig, dass das Schiff nicht nur den unruhigen Gang der Kirche durch die Zeiten versinnbildlicht, sondern auch den ungesicherten Gang des einzelnen Menschen durch seine Geschichte, dass der Seesturm nicht nur für Herausforderungen der Kirche steht, sondern auch für die Anfechtungen des und der einzelnen in ihr. Die Ungesichertheit also nicht nur als Merkmal der Zeit der Kirche, sondern auch als Merkmal der Zeit des menschlichen und gerade auch des christlichen Unterwegsseins. Als Merkmal, nicht als letztes Wort. Denn das letzte Wort hat der Geist Gottes, der schon im Anfang über dem Wasser schwebte (Gen 1,2), der allein die Ungesichertheit zu überwinden die Macht hat, und in dessen Kraft Jesus den Wind wie einen Dämon «bedrohte» (Mk 4,39). Wie an Ostern das grosse Abendmahl den Blick auf das eschatologische Mahl lenkte, so lenkt nun an Pfingsten der Seesturm den Blick auf den eschatologischen Sieg Jesu über die Mächte und Gewalten, die die Kirche und jedes einzelne Glied beunruhigen und ängstigen. *Rolf Weibel*

Theologie

Ein «neues Pfingsten»?

Seit Johannes XXIII. und dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist immer wieder von einem «neuen Pfingsten» die Rede, das in unserer Zeit stattfinden soll. Dieses Stichwort ist mit vielen Hoffnungen und Träumen von einer erneuerten und lebendigen Kirche verbunden:

eine Kirche, die die Fenster öffnet und sich dem Durchzug aussetzt,

eine Kirche, die die Be-Geisterung des Anfangs neu erlebt,

eine Kirche, in der alle einander verstehen,

eine Kirche, die authentische Glaubens- und Gemeinschaftserfahrungen ermöglicht,

eine Kirche, in der die Vielfalt der Gaben des Geistes aufblüht,

also insgesamt eine ideale, ewig-junge Kirche ohne die Last der Geschichte, ohne die Macht der Gewohnheit, ohne «Runzeln und Falten».

Wenn ich recht sehe, waren und sind es zum einen eher «progressive», der Amtskirche gegenüber kritisch eingestellte

21–22/1996 23. Mai 164. Jahr
ISSN 1420-5041. Erscheint jeden Donnerstag

Seesturm
Eine Betrachtung des vom Berner Künstler Walter Loosli geschaffenen Pfingstbildes von Rolf Weibel **326**

Ein «neues Pfingsten»
Was eine «pfingstliche Kirche», eine «aus dem Geist Gottes erneuerte Kirche» heute bedeuten kann, bedenkt vom «alten»Pfingsten her Daniel Kosch **326**

Im «So» muss der Heilige Geist stecken Dreifaltigkeitssonntag: Joh 3,16–18 **328**

In der Eucharistie voneinander lernen Fronleichnam: Joh 6,51–58 **329**

Das Erbarmen heilt auch kranke Strukturen 10. Sonntag im Jahreskreis: Mt 9,9–13 **330**

Berichte **332**

Das theologische Buch **333**

Amtlicher Teil **335**

Kreise, die vom «neuen Pfingsten» sprechen und den «Geist des Konzils» damit in Zusammenhang bringen. Anderseits haben charismatische Gruppen und Bewegungen dieses Stichwort aufgenommen und mit Erfahrungen eines Neuaufbruchs der «ausserordentlichen» Charismen wie Reden und Beten in Zungen, Prophetie und Wunderheilung in Gebetsgruppen und Gemeinschaften der «Erneuerung aus dem Geist Gottes» in der katholischen Kirche in Zusammenhang gebracht. Im evangelisch-reformierten Raum sind es ebenfalls vor allem charismatische, evangelikale und pfingstlerische Kreise, die intensiv vom Wirken des Geistes und seiner Bedeutung für die christliche Existenz sprechen.

Bei näherem Nachdenken macht allerdings schon die Rede von einem «neuen Pfingsten» deutlich, dass es einerseits darum geht, an das «alte Pfingsten» anzuknüpfen und den grossen Abstand zwischen den ersten Christinnen und Christen und uns zu verringern, dass es anderseits aber unmöglich ist, Pfingsten zu «wiederholen»: Zukunft gewinnen heisst biblisch immer: sich an die Anfänge erinnern, ohne aus der Gegenwart zu fliehen. Vor dieser Herausforderung stehen wir übrigens nicht erst heute. Schon Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, erzählt aus dem Abstand von zwei bis drei Generationen, nicht als Augenzeuge, sondern als einer, der auf die Berichte jener zurückgreift, die niedergeschrieben haben, «was sich unter uns ereignet und erfüllt hat» (Lk 1,1–4; Apg 1,1–3). Und diese wiederum deuten das «Pfingstgeschehen» mit Hilfe der Bibel Israels, dem sogenannten «Alten» oder «Ersten Testament», ihrerseits biblische Erinnerungsarbeit mit der Erhellung der eigenen Gegenwart verbindend. «Altes» und «neues Pfingsten», «Bibel Israels» und «Neues Testament», «Pfingstgeschehen» und «Pfingstbericht», «Vergangenheit» und «Gegenwart» bilden Spannungseinheiten, dürfen weder auseinandergerissen noch miteinander vermischt werden, sondern sind möglichst sinnvoll aufeinander zu beziehen.

Beim Aushalten und Ausprobieren dieser Spannung zwischen Bibel und Leben, Vergangenheit und Gegenwart wird sich auch weisen, ob die gängigen Vorstellungen vom «neuen Pfingsten» dem biblischen Bericht wirklich gerecht werden oder ob sie möglicherweise manches ausblenden oder zumindest vereinfachen, zum Beispiel indem sie wie die meisten Pfingstgottesdienste lediglich das Ereignis aufnehmen, sich aber wenig für dessen Deutung und Wirkung interessieren. Der von Lukas sorgfältig komponierte Pfingstbericht reicht nämlich nicht nur bis zum Sprachenwunder, das die einen ins Staunen versetzt, während andere an Zustände der Trunkenheit erinnert werden (2,1–13), und ist auch mit der langen Pfingstpredigt des Petrus (2,14–36) nicht abgeschlossen, sondern schliesst die Erzählung über die Wirkungen von Ereignis und deutender Rede mit ein: Zahlreiche Bekehrungen, Entstehung von Gemeinschaft, Praxis des Teilens (2,37–47).

Das Pfingstereignis

Gott spricht verständlich

Unverzichtbar für das Verständnis des Pfingstberichtes ist die Einbettung des Ereignisses in den Zusammenhang des jüdischen Pfingstfestes, an dem die Gabe der Tora gefeiert und ihre Bedeutung nicht nur für Israel, sondern für alle Menschen herausgestellt wird. Dass Gott seinen Willen offenbart, ist für das Judentum ein Grund zu Freude und Fest. Ethik und Feier gehören zusammen, die Gebote Gottes sind nicht Last, sondern Freude. Zudem sind diese Gebote nicht unverständlich, sondern richten sich an alle Menschen. Von der Stimme Gottes am Sinai, die ebenfalls mit Brausen, Sturm und Feuer einhergeht, sagt Philo von Alexandrien, ein jüdischer Philosoph und Zeitgenosse Jesu: «Sie gestaltete die Luft und spannte sie aus und verwandelte sie in flammengestaltiges Feuer... Damals ertönte nämlich vom Himmel herab Trompetenschall, der mit Recht bestimmt war, bis ans Ende der Welt zu dringen, damit auch die Nichtanwesenden und sozusagen am Weltende Wohnenden durch den Vorgang erschreckt und aufmerksam gemacht würden.» Und Rabbi Jochanan (250–290 n. Chr.) kommentiert: «Die Stimme ging aus und teilte sich in 70 Stimmen nach den 70 Sprachen, damit alle Nationen sie vernehmen sollten. Jede Nation hörte die Stimme in der Sprache ihrer Nation.» Der Geist Gottes ermöglicht, Gottes Wort «bis an die Enden der Erde» (Apg 1,8) zu bezeugen. Alle Völker werden in das Handeln Gottes an seinem Volk Israel miteinbezogen.

Das Sprachenwunder von Pfingsten bezieht die Welt mit ein, ist kein Ereignis bloss innerkirchlicher Verständigung, sondern zielt auf die Öffentlichkeit. Sein Ziel ist die Verständlichkeit des Gotteswortes und des Gotteswillens auch für Aussenstehende. Pfingsten ist kein Fest bloss innergemeindlicher Harmonie, die entsteht, wo alle die gleiche Sprache sprechen, sondern ein Ereignis, das die junge Gemeinde auf die Strassen und Plätze treibt und dort – Staunen wie Spott provozierend – Gottes grossen Taten verkünden lässt.

«Reden in anderen Zungen»

Im Hintergrund des Pfingstberichtes stehen aber vermutlich auch Erfahrungen mit ekstatischem «Zungenreden», wie sie auch Paulus (1 Kor 12,14) erwähnt. Darauf deutet die Wendung «sie redeten in anderen Zungen, wie es der Geist ihnen eingab», aber auch der Hinweis, dass manche dieses Reden auf übermässigen Weingenuss zurückführen. Offensichtlich gab es im frühen Christentum charismatisch-ekstatische Phänomene wie unverständliches Stammeln und Singen zum Lob Gottes, prophetisches Reden, Gaben der Heilung und der Befreiung von Dämonen, die auf das Wirken des Geistes zurückgeführt wurden. Lukas als Autor des Pfingstberichtes hat allerdings kaum mehr eigene Erfahrungen mit diesen Erscheinungen und versteht das Wirken des Geistes Gottes vor allem als jene Kraft, die die ganze Heilsgeschichte, angefangen von den Propheten über Johannes den Täufer auf Jesus hin und von ihm her auch die Geschichte der werdenden Kirche lenkt und zusammenhält.

Der geschichtliche Hintergrund

Der Pfingsttext des Lukas ist also eine deutende, aus grossem zeitlichen und auch sachlichem Abstand verfasste Erzählung mit einer längeren Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte – und keineswegs eine Art dokumentarischer Bericht. Was aber steht geschichtlich dahinter? Gab es überhaupt ein «erstes Pfingsten»? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten, meines Erachtens sind aber zwei Überlegungen hilfreich.

Vielfältiges Aufblühen des Geistes

Die Erfahrung (nicht einfach das Reden) vom Wirken des «Heiligen Geistes» war für das frühe Christentum prägend. Sie ist verbunden mit dem Bewusstsein, in der anbrechenden Endzeit zu leben, nimmt aber konkret sehr vielfältige Formen an. Der «Geist Gottes» wird erfahren, wo Frauen und Männer ihre unterschiedlichen Fähigkeiten entdecken und sie in den Dienst der Gemeinde stellen, sei es die Fähigkeit zu leiten oder zu lehren, die Kraft Wunder zu tun oder Krankheiten zu heilen, prophetisch oder in Zungen zu reden (1 Kor 12–14). Der Geist Gottes aber wird auch dort spürbar, wo Menschen, die nicht wissen, wie sie beten sollen, sich stammelnd und seufzend an Gott als ihren «Abba» richten und dabei ihre Würde als Töchter und Söhne Gottes entdecken (Röm 8). Und das Wirken des Geistes wird gesehen, wo Armen die gute Nachricht verkündet, Gefangene befreit, Blinden das Augenlicht geschenkt und

Im «So» muss der Heilige Geist stecken

Dreifaltigkeitssonntag: Joh 3,16–18

Die Liturgie legt uns am Dreifaltigkeitssonntag mit einem Abschnitt aus dem Gespräch Jesu mit Nikodemus einen Text vor, in welchem zwar der Vater und der Sohn, nicht aber der Heilige Geist vorkommt. Gemeint ist wohl, wir sollen ihn darin suchen. Zu suchen ist er natürlich zuerst in Gott selber. Im ersten Satz wird uns ein Blick in Gott hinein gewährt: *So nämlich liebte Gott, dass er seinen einzigen Sohn gab.* Im «So» muss das Besondere liegen, das die Liebe in Gott kennzeichnet.

Man kann den Satz verschieden übersetzen. Die deutsche Einheitsübersetzung gibt eine erste mögliche Deutung, wenn sie sagt: *«So sehr»* hat Gott geliebt. Das ist eine Aussage über die Grösse der Liebe. Sie ist so gross, dass sie sozusagen überläuft und dann sich auswirkt im Geben des Sohnes an die Welt.

Nicht sehr verschieden und doch nicht ganz gleich ist eine zweite Deutung: *So – solcher Art* ist die Liebe in Gott. Welcher Art? Sie besteht wesentlich im Sich-Hingeben, im Sich-Verschenken. Damit sind wir beim Heiligen Geist. «Sei besiegelt mit der Gabe Gottes, dem Heiligen Geist», heisst das Deutewort bei der Firmung, das doch sicher eine zentrale Aussage sein will. Der Heilige Geist ist in Gott das Sich-Hergeben. Und konkretisiert hat sich dieses Hergeben darin, dass der Vater den Sohn in die Welt gegeben hat. Das kann nichts anderes sein als die Menschwerdung. Und wer hat diese bewirkt? Der, der das Geben ist, der Heilige Geist. «Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau.» *Heiliger Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten* (Lk 1,35).

Johannes mahnt uns, die kosmische Seite der Menschwerdung und Erlösung nicht zu übersehen. *Gott hat den Kosmos so geliebt, dass er* (ihm) *seinen einzigen Sohn gab.* Kosmos, Welt, steht bei Johannes manchmal, etwa in den Abendmahlsreden, für die «gottfeindliche Welt». Hier jedoch ist der Kosmos nicht als gottfeindlich gedacht. Er ist mit der Heilsgeschichte des Menschen verkoppelt. Er soll teilhaben an der Verherrlichung der Kinder Gottes. *Die Schöpfung soll von der Unterjochung unter das Gesetz des Verderbens befreit werden in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes hinein... Noch seufzt sie und liegt in Wehen bis heute,* gleich wie auch der Leib der Kinder Gottes die Erlösung und die Hereinnahme in die Kindschaft noch abwarten muss (Röm 8,21–23). In den ganzen Kosmos hinein, also in das Weltall oder den Makrokosmos wie auch in die Wunderwelt des Mikrokosmos, bis hinein in die letzten Atomteile und Strahlungen und Wellen ist der Sohn Gottes durch den Heiligen Geist geschenkt.

Damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht. Hier wird der Blick vom Kosmos dann zur Welt des Menschen hingelenkt. Denn nur der Mensch kann im Glauben Antwort geben auf die Liebe Gottes. Und hier erfährt dann das Geben Gottes noch eine unglaubliche Steigerung. Der Sohn liefert sich den Menschen aus; das «Dare» und «Donare» wird zum «Tradere». *Er hat sich für uns alle hingegeben* (Röm 8,32). *Das ist mein Leib für euch – mein Blut für euch vergossen* (1 Kor 11,24; Lk 22,19 f.). Gott ist in seiner Liebe das Risiko eingegangen, dass sein Sohn verraten (traditus) und zu Tod gebracht wurde. Er hat aber auch daraus – und das ist die letzte Steigerung – das Opfer gemacht, das die Welt und die Menschen erlöst. Auch das geschah nicht ohne den, der in Gott das Geben ist. Christus *hat durch den ewigen Geist sich Gott als makelloses* (Opfer) *dargebracht* (Hebr 9,14).

Eigentlich müsste man annehmen, dass so ein Meer von Liebe Gottes, das auf die Welt und auf die Menschen herabstürzt, alles unter sich begraben würde. Mit anderen Worten: dass den so Beschenkten nichts anderes übrig bleibe als von dieser Liebe überwältigt und verschlungen zu werden. Aber da zeigt sich noch einmal die Grösse Gottes. Seine Liebe vergewaltigt nicht. Sie überlässt es dem derart Beschenkten, dazu ja oder nein zu sagen, nämlich zu glauben oder nicht zu glauben. So göttlich ist die Freiheit des Menschen.

Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richte – Richten heisst auch beherrschen –, *sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde.* Und das hängt vom Glauben des einzelnen, frei entscheidenden Geschöpfes ab. *Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, ist dadurch schon gerichtet, weil er an den Namen des einzigen Sohnes Gottes nicht geglaubt hat.* Er hat sich der Liebe Gottes verweigert. Damit hat er sich dem ewigen Leben in Gott verweigert.

So bleibt nur das Staunen über den dreifaltigen Gott der «so» geliebt hat: *O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unergründlich sind seine Urteile und wie unerforschbar seine Wege! Wer gab ihm zuerst etwas, so dass er ihm etwas zu vergelten hätte! Denn aus ihm* (dem Vater) *und durch ihn* (den Geist) *und auf ihn hin* (den Sohn) *ist das All. Ihm sei die Ehre in die Ewigkeit!* (Röm 11,33–36).

Karl Schuler

Zerschlagene in die Freiheit geführt werden (Lk 4). Wo der Geist ist, da ist Freiheit, entsteht neues Leben, wird Ostern erfahrbar. Dieses vielfältige «Aufbrechen» oder «Aufblühen» des Geistes in unterschiedlichen Erfahrungen und Wirkungen verdichtet der Autor der Apostelgeschichte im Pfingsttext.

Eine kollektive Auferstehungserfahrung

Schon im ältesten Zeugnis von der Auferweckung Jesu, das Paulus in 1 Kor 15 überliefert, ist von einer «Erscheinung vor mehr als fünfhundert Brüdern» die Rede. Ostern, das heisst die Erfahrung, dass Jesus, seine Botschaft, sein Wirken und sein Schicksal auch über seinen Tod hinaus so wichtig und entscheidend sind, dass er der Katalysator und die Motivation unseres Glaubens an Gott ist und dass sich an ihm auch unser Schicksal entscheidet, war nicht nur eine Erfahrung von Einzelpersonen, sondern auch eine kollektive Erfahrung. Gerd Lüdemann, der sich intensiv und kritisch mit den Ostertexten des Neuen Testaments auseinandergesetzt hat, sagt dazu: «Es handelt sich dabei um ein enthusiastisches Erlebnis einer grossen Menge von Menschen, die als Begegnung mit Christus aufgefasst wurde... Die Erscheinung vor den ‹mehr als 500›, bei der auch bisherige Visionsempfänger anwesend waren, bündelte und bestätigte alle bisherigen Einzelerscheinungen und verlieh der Gruppe damit einen Kraftschub ohnegleichen.»[1]

In der Eucharistie voneinander lernen

Fronleichnam: Joh 6,51–58

Ältere katholische Übersetzungen haben den langen Abschnitt Joh 6,22–59 betitelt als «Die grosse eucharistische Rede Jesu». Die Einheitsübersetzung musste da vorsichtiger werden. Sie titelt: «Die Rede Jesu über das Himmelsbrot». Das dürfte der Wahrheit näher kommen. Bestenfalls kann man die heute vorgelegten Verse 51–58 als eucharistische Rede bezeichnen. Hier redet Jesus, nachdem er lange von sich als «Brot» gesprochen hatte, fast unvermittelt von einem *Brot, das ich geben werde.* Er *ist* also nicht nur ein Brot; er *gibt* auch ein Brot. Gewiss heisst es zwar schon Vers 27: *Müht euch um die Speise, die der Menschensohn euch geben wird.* Im Zusammenhang ist es aber zu früh, schon dort an die eucharistische Brotsgestalt zu denken. Immer kommt es darauf an, mit welchen Augen man einen Text liest. Es könnte hilfreich sein, von dreierlei Augen zu reden.

1. Die Augen des nachtridentinischen *Katholiken* achten zunächst auf die *Realpräsenz* Jesu in der Eucharistie. Man hört das «Wirklich» besonders klar. *Mein Fleisch ist wirklich eine Speise und mein Blut ist wirklich ein Trank.* Oder er entdeckt mit den gleichen Augen die Eucharistie als *Opfer. Ich gebe mein Fleisch für das Leben der Welt.*

Der nachvatikanische Katholik wird, von der realen Gegenwart als Hauptsache ein wenig abrückend, vor allem den *Mahlcharakter* der Eucharistie hervorheben. Es geht um ein Essen und Trinken. *Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esst und sein Blut nicht trinkt... Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt...* Und er wird die negative Formulierung: *Wenn ihr... nicht esst... und nicht trinkt,* positiv formulieren und mit dem Konzil erklären: Die Feier der (eucharistischen) Liturgie «ist der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der alle ihre Kraft strömt» (SC 10). Von einer solchen Aussage her ist es natürlich berechtigt, die ganze Rede vom Brot als ein einziger Weg zum *Brot, das ich geben werde,* zu betrachten.

2. Man kann aber auch versuchen, Joh 6 mit den Augen eines *reformierten Christen* zu lesen. Er liest die gleichen Worte, ohne auch nur halbwegs so starr auf die Eucharistie zu blicken. Auch wenn er sie durchaus nicht leugnet, hat sie für ihn doch nicht den gleichen zentralen Stellenwert. An was ist er denn interessiert? Am Christ-Sein im Sinne von Christus-Sein, mit Jesus verbunden leben, mit ihm kommunizieren (das Wort nicht katholisch gedacht). Mit einem Schriftwort kann man sich so ausdrücken: Von Jesus leben, so wie der Mensch vom Brot lebt. Das Bild weitergeführt, kann man sagen: Wir sollen uns Jesus einverleiben, ihn essen und trinken. So gilt dann: *Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm.*

Die Voraussetzung zu dieser Vereinigung ist *der Glaube.* Er wird in Joh 6 sehr betont: *Das ist das Werk Gottes, dass ihr an den glaubt, den er gesandt hat* (6,9). *Alle, die den Sohn sehen und an ihn glauben, sollen das ewige Leben haben* (6,40). *Wer glaubt, hat das ewige Leben* (6,47).

Das sind Akzente, die auch der Katholik nicht übersehen soll. Vor allem soll das Wort vom Glauben uns davor bewahren, dass wir uns die Wirkung der Eucharistie allzu automatisch vorstellen. Das Wort: *Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am letzten Tag,* darf nicht heissen: Wer die Eucharistie mitfeiert, dem ist der Himmel garantiert.

3. Man kann Joh 6 ferner mit den Augen der *ersten Leser* des Evangeliums lesen, mit den Zeitgenossen des Evangelisten. In ihrer Gemeinde wurde die Eucharistie bereits gefeiert, und sie war notwendig auch Gesprächsstoff. Auch war die Naherwartung der Wiederkunft des Herrn vorbei; gläubige Christen starben wie andere Menschen. Was geschah mit ihnen nach dem Tod? Durften sie sogleich eingehen in das ewige Leben mit dem Auferstandenen?

Und mussten sie nicht mit der Eucharistie Schwierigkeiten haben? Wenn sie schon ein Mahl war und Jesus sich darin gab und man von «Fleisch essen» und von «Blut trinken» sprach, verletzte das nicht jedes Ohr? Musste das so real verstanden werden wie Johannes sagte und schrieb? Sie lasen im gleichen Evangelium von Jesus: *Ich bin das Licht; ich bin der Weg; ich bin das Leben; ich bin der gute Hirt; ich bin die Tür zu den Schafen.* Es war ihnen klar: das waren bildliche Aussagen. Sie mussten nicht Schafe werden und mussten an ihm kein Licht anzünden. So mochte auch das Brot durchaus ein eingängiges Bild sein. Es hiess: leben mit Jesus, von Jesus, in Jesus. Aber jetzt, bei der Eucharistie, wurde plötzlich gesagt: Ihr müsst dieses Brot, das Jesus ist, leibhaftig und buchstäblich essen, sein Blut im Kelch herumreichen und davon trinken. Es war gar nicht so leicht, beides nun zusammenzubringen: Das, was von Jesus als Brot vom Himmel bildlich gemeint war, und die Teilnahme an einem wirklichen Mahl mit Brot und Wein, das Fleisch und Blut sein sollte. Ihr Glaube war auf die Probe gestellt. Es gab wohl auch einige, die sagten: *Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören* (6,60). Und dann die tapfere Antwort der andern: *Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.*

Wir sind zum Glauben gekommen... (6,68) und dabei bleiben wir. Die Hauptsache ist, dass wir so am ewigen Leben Jesu, des Auferstandenen, Anteil erhalten.

Auch wir, die nachgeborenen Jünger, wollen nicht mehr: Über Jesus und sein eucharistisches Mahl am ewigen Leben für immer Anteil erhalten.

Karl Schuler

Indem Lukas diese Geisterfahrungen im Pfingstbericht verdichtet und als Fremdsprachenwunder mit kosmischen Dimensionen darstellt, ordnet er sie einerseits in die Geschichte Gottes mit seinem Volk ein und macht anderseits deutlich, dass die bleibende Bedeutung Jesu alle Menschen etwas angeht, weshalb die in seinem Namen Versammelten nicht im Haus bleiben, sondern an die Öffentlichkeit treten und nicht bloss ekstatisch «in Zungen» stammeln, sondern Gottes grosse Taten in verständlicher Sprache verkünden sollen.

■ **Die Pfingstpredigt des Petrus**

Die lange, mit vielen Schriftzitaten versehene Rede des Petrus entfaltet im wesentlichen zwei Gedanken.

[1] Gerd Lüdemann, Alf Özen, Was mit Jesus wirklich geschah. Die Auferstehung historisch betrachtet, Stuttgart 1995, 94f.

Das Erbarmen heilt auch kranke Strukturen

10. Sonntag im Jahreskreis: Mt 9,9–13

Mit dem heutigen Sonntag wird das Matthäusjahr wieder aufgenommen, das heisst die Perikopen gehen nun fortschreitend dem ersten Evangelium entlang bis zum Ende des Kirchenjahres. Es mag sinnvoll sein, dass am Beginn nochmals eine Jüngerberufung steht. In der Folge ist dann immer vorausgesetzt, dass Jesus eine Schar Jünger um sich hat.

Man kann im heutigen Text zwei ineinander gefügte Themen unterscheiden: die Berufung des Matthäus und der Umgang Jesu mit der Gesellschaftsschicht der «Zöllner und Sünder».

Die Berufung des *Matthäus.* Sie folgt dem gleichen Schema wie die Berufung der zwei Brüderpaare Simon – Andreas und Jakobus – Johannes in Mt 4,18–22. Es sieht wie Stenographie aus: Anruf an einen im Beruf stehenden Mann: «Folge mir nach!» Dann die fast unglaublich rasche Reaktion: «Er stand auf und folgte ihm.» Auch das gehört noch dazu, was Lukas in der Parallelschilderung beifügt: «Er verliess alles» (5,28).

Wir sind geneigt, unsere geschichtlich gewordene Form der Nachfolge auf die Anfänge zu übertragen. Das «Alles-Verlassen» wäre dann schon damals mit einer Art Gelübde der Armut und Ehelosigkeit verbunden gewesen. Unser Matthäus aber konnte trotz Entschluss zur Nachfolge und also zur Armut in seinem Haus ein grosses Gastmahl mit einem Haufen Gäste geben (Lk 5,29). Seine Armut war also nicht so total. Auch Simon Petrus behielt übrigens sein Haus in Kafarnaum und kehrte bei Gelegenheit zu seiner Familie und zu seinem Boot zurück (vgl. auch Joh 21,3). Offenbar gab es verschiedene Formen von Berufungen und Berufenen. Einmal wird einem Berufenen verwehrt, noch weiter Familienpflichten zu erfüllen, sein Haus zu bestellen oder einen Vater zu begraben (Lk 9,57–62). Man darf einfach nicht jede Situation über den gleichen Leist schlagen und schon normieren. Normen haben einen längeren Entstehungsweg. Auch ist anzunehmen, dass so ein Anruf Jesu zur Nachfolge nicht die erste Begegnung zwischen Berufendem und Gerufenem war. Auch der Berufung der ersten vier Jünger waren schon andere Begegnungen vorausgegangen (vgl. Joh 1,35–42).

Berufung eines *Zöllners.* Diese Frage wird in unserer Perikope breiter aufgerollt. Sie erhält die Form eines Streitgesprächs zwischen Jesus und den Jüngern einerseits und den Pharisäern und Schriftgelehrten anderseits. Dabei mussten damals notwendig die Belange von Religion, Politik und Wirtschaft aufeinandertreffen.

Politisch. Das Land war von den Römern militärisch besetzt worden. Von den nationalistisch denkenden Juden, besonders von der Partei der Zeloten her, war damit der ganze Staatsapparat vom politischen Feind her getragen. Wer mit ihm paktierte und einen Dienst in einer staatlichen Einrichtung annahm, war damit ein politischer Verräter.

Wirtschaftlich. Es gab ein paar geschickte und clevere Leute, die es verstanden hatten, in dieser Situation zu Reichtum und Wohlstand zu kommen. Das Gros des Volkes aber war arm und durch Steuern und Abgaben belastet. Wenn sich nun eine Existenzmöglichkeit für sich und die Familie anbot, so befahl die Not, sie zu ergreifen. Juden wurden Zöllner, Polizisten, Soldaten; dann hatten sie zu leben, wenn auch mit dem Odium, politische Verräter zu sein.

Religiös. Galiläa war Diaspora. Die gläubigen Juden waren eine Minderheit Natürlich wollten sie trotzdem zum Volk Gottes gehören. Wie aber konnte man – was eigentlich vorgeschrieben war – jeden geschäftlichen und gesellschaftlichen Umgang mit Heiden vermeiden? Wie konnte man alle gebotenen Reinheitsvorschriften einhalten? Simon Petrus, der ja in dieser Situation aufwuchs, bekennt einmal: *Weder unsere Väter noch wir waren imstande, diese* (von der Religion gegebenen) *Lasten zu tragen* (Apg 15,10). Die religiösen Führer aber fällten das Urteil: Sünder sind sie alle, die nicht konsequent alle Gesetzesvorschriften erfüllen.

Worin bestand eigentlich ihre Sünde? Wir würden heute von einer strukturellen Sünde reden. Religiös, wirtschaftlich und politisch sind alle verstrickt in viele Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten und können dieser Situation nicht entfliehen. Wir Heutigen können das eigentlich gut nachfühlen. Auch wir sind mit unserem Wohlstand verstrickt in das ungerechte Nord-Süd-Gefälle, in die Ausbeutung der Dritten Welt und in die Ausbeutung der Natur. Unsere Wirtschaft, von der wir ein Teil sind, ist verstrickt in Profitgier und Habsucht. Ungerechte Strukturen schaffen Arbeitslosigkeit und Armut. Und wir sind mitten drin und können aus dieser Welt nicht hinausgehen. Unsere Gesellschaft sei krank, lautet die Diagnose. Wo ist der Arzt?

Nicht anders war zur Zeit Jesu die Situation der «Zöllner und Sünder». Die religiösen Führer gaben als Rezept: Absonderung. Die «Gerechten» sollen sich von den «Sündern» fernhalten. Besonders einer, der sich als Rabbi ausgibt, darf sich nicht mit diesen «Sündern» einlassen.

Ob sie die Tempelsteuer bei diesen «Unreinen» nicht trotzdem einzogen? Und wenn sie nach Jerusalem kamen, rieten sie ihnen an, für ihre Sünden entsprechende Opfer darzubringen? Immer wieder, auch wenn sie dazwischen in ihr «sündiges» Leben zurückkehrten? Jesus legt sich mit diesen religiösen Führern an. Er erklärt ihnen: So nicht. Man darf diese Menschen doch nicht einfach verurteilen. Sie sind doch notgedrungen in diese Lage hineingekommen. Wie sollten sie denn die strukturell sündhafte Situation verändern? Etwa durch Aufstand gegen die Römer? Das wäre im Augenblick sinnlos und brächte nur neue Not. Oder durch mehr Opfer? Das könnte den Etablierten in Jerusalem recht sein und würde doch nichts verändern. Nein, Jesu Rezept heisst: Erbarmen mit den Menschen. Sich solidarisieren mit denen, die in Not sind oder eben ihrer Situation nicht entfliehen können, zu ihnen hinabsteigen, ihr Schicksal mit ihnen teilen. Und sie dann auch dazu anleiten, selber wieder Erbarmen zu haben mit den andern, also Bekehrung der Herzen.

Aber ist das nicht ein Alibi-Rezept? Das gleiche wie wenn wir weiterhin mit Almosen den Notleidenden helfen aber nichts tun gegen die Ursachen der Not?

So kann Erbarmen auch nicht gemeint sein. Es gilt nicht bloss der einzelnen Not und klebt kein Pflaster darauf wie ein schlechter Arzt. Die Lösung geschieht durch das neue Reich. Wenn einmal viele den Menschen und nicht eine religiöse Praxis oder den Staat oder die Wirtschaft im Auge haben, dann werden sich die Strukturen ändern. Eben darum will Jesus nicht nur das Heil der einzelnen, sondern er will ein Reich, eine Gemeinschaft von Berufenen, die füreinander da sind, eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, die alle Kinder des einen Vaters im Himmel sind. Sie werden dann auch die Gesellschaft verändern. Wer den Erbarmer Jesus braucht und annimmt, wie wir alle, der muss selber wieder ein Erbarmender werden. Und so werden nach und nach auch die Strukturen geheilt. Auch wenn wir mit diesem Unternehmen bis zum Ende der Welt nicht fertig sein werden.

Und noch dies: Die Zöllner waren religiös gesehen eine Unterschicht. Ganz allgemein sind die Glieder der Unterschicht offenbar offener für eine Berufung in das Reich als jene, die in ihrem Dünkel sich für «Gerechte» halten.

Karl Schuler

Geistesgegenwart als Zeichen der Endzeit

Zunächst wird mit Hilfe des Zitats aus Joël 3,1–5 herausgestellt, dass die Ausgiessung des Geistes ein Zeichen der Endzeit ist: «Alles Fleisch», ja der gesamte Kosmos ist davon betroffen. Unabhängig von Alter und Geschlecht macht der Geist die Menschen zu Prophetinnen und Propheten, Träumern und Visionären. Wo der Geist wirkt, verlieren die geltenden Rollenmuster und Gesetze ihre Letztgültigkeit, sogar die Naturgesetze werden überwunden – eine erschütternde Erfahrung. Zu verstehen ist auch dies wieder vor dem Hintergrund urchristlicher Gemeindeerfahrung: Der mit Glauben und Taufe verbundene Empfang des Geistes macht alle zu Kindern Gottes. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau. Alle sind eins in Christus Jesus (Gal 3). Diese «Grenzerfahrung» der Aufhebung von Unterschieden und des Sprengens von Rollenmustern gehört zum Wirken des Geistes.

Die bleibende Gegenwart des Auferstandenen bei seinem Volk

Im zweiten Teil der Pfingstpredigt wird die Erfahrung des Geistes auf das Wirken Jesu Christi zurückgeführt. «Im Geist» bleibt der Auferstandene bei seinem Volk, und wenn sich die Menschen vom Geist bestimmen lassen, bleiben seine Botschaft, sein Wirken und sein Weg lebendig und bestimmend. Diese Rückbindung des Lebens der christlichen Gemeinden an Jesus ist eines der Grundanliegen des Lukas, der die Apostelgeschichte als «zweiten Band» seines Evangeliums schreibt, in dem er Jesus von seiner Lebensentstehung (Lk 1–2) über sein Wirken (Lk 4) bis hin zu seinem Sterben (Lk 23) als Träger, ja als Verkörperung jenes Geistes darstellt, der den Jüngerinnen und Jüngern verheissen ist (Lk 24; Apg 1–2). Leben in der Kraft des Geistes und Nachfolge Jesu gehören zusammen. Der Geist erinnert und vergegenwärtigt Jesus in der Zeit, in der seine Gegenwart nicht unmittelbar erfahrbar ist.

Diese Rückbindung an Jesus gibt den zweideutigen Erfahrungen, die auch als blosser Rauschzustand verstanden werden könnten, erst ihre Eindeutigkeit. Nicht an Sturm und Feuerzungen, nicht an Ekstase und Sprachenwundern, sondern an der Verwurzelung im Leben und in der Botschaft Jesu ist das Wirken des Geistes erkennbar.

■ Die Wirkungen des Geistes

So ist es nur folgerichtig, dass im unmittelbaren Anschluss an die Pfingstpredigt des Petrus die existentielle Betroffenheit der Hörerinnen und Hörer erwähnt wird, die sich in der Frage äussert: «Was sollen wir tun?» (und nicht etwa in der Frage: «Wie können wir diese Erfahrung auch machen?»). Die Erfahrung des Geistes äussert sich in der Darstellung des Lukas nicht in «religiösen Erlebnissen», sondern in einer neuen Praxis, die bestimmt ist von der Solidarität, von der Praxis des Teilens und von der Gemeinschaft unter dem Wort Gottes.

Geschildert wird hier zweifellos ein Ideal, das es in dieser Form kaum je gegeben hat und hinter dem auch der Wunsch das Autors steht, die christlichen Gemeinden möchten möglichst geschlossen und ohne Streit um Glaubensfragen unter der Obhut der Verantwortlichen leben (Apg 20). Aber hinter dieser Vision einer solidarischen Gemeinschaft, deren Schilderung viel nüchterner und weniger spektakulär ist als der anfängliche Bericht vom Begeisterungssturm mit Feuerzungen und Sprachenwundern, steht auch die nüchterne, von der Geschichte der ersten christlichen Generationen geprägte Erfahrung, dass im Alltag schon das geschwisterlich geteilte Brot und echte Gemeinschaft die Gegenwart des Geistes Jesu sichtbar machen.

Auf einen einzigen Tag und eine Erzählung zusammengedrängt erhalten wir im Pfingsttext so einen Einblick in einen geschichtlich gesehen sicher längeren und komplizierteren Prozess urchristlicher Gemeindegeschichte und Geisterfahrung, der gleichzeitig die Erinnerung an die stürmischen Anfänge wachhält und darauf hinweist, dass die Gegenwart des Geistes und die missionarische Kraft der Kirche sich alltäglich nicht im Ausserordentlichen zeigt, sondern in der glaubwürdigen Praxis der Geschwisterlichkeit.

■ Pfingsten heute

Als Christinnen und Christen, die von den Anfängen der Kirche und vom ersten Pfingsten noch viel weiter entfernt sind als der Autor der Apostelgeschichte, tun wir gut daran, die Pfingsterzählung von ihrem Ende her zu lesen und uns bei der Hoffnung auf ein «neues Pfingsten» nicht ausschliesslich vom «Anfangsereignis» bestimmen zu lassen, ist doch der Zauber des Anfangs immer ein Geschenk und niemals machbar oder programmierbar. Aber auch von diesem Ende der Pfingsterzählung her ergeben sich einige Anregungen für eine «pfingstliche Kirche» oder eine «Erneuerung aus dem Geist Gottes»:

– Eine pfingstliche Kirche ist solidarisch. «Jedem und jeder zu geben, soviel er oder sie nötig hat», ist eine Frucht des Geistes. In einer Zeit, in der das gesellschaftliche Netz der Solidarität immer mehr zerrissen wird, darf die Kirche sich nicht darauf beschränken, kompensatorisch religiöse Trost-Erlebnisse zu vermitteln, sondern muss das Brotbrechen mit einer Praxis des Teilens verbinden – in den eigenen Reihen, aber auch im Rahmen einer weltweiten Ökonomie.

– Eine pfingstliche Kirche teilt den All-tag miteinander. «Tag für Tag miteinander verharren» im geduldigen Hören auf das Wort und aufeinander, im Beten und im Lob Gottes ist ein Zeichen für die Gegenwart des Geistes. In einer Zeit, in der rasch konsumierbare und möglichst medienträchtige Happenings «begeistert» gefeiert werden, muss das verbindliche und regelmässige, aber unspektakuläre und oft anstrengende Zusammenkommen im Gottesdienst, in der Bibelrunde, in der 3.-Welt-Gruppe, im Gebetskreis, im Pfarreirat oder auch im kleinen Kirchenchor gepflegt werden.

– Eine pfingstliche Kirche lebt von Frauen und Männern, die sich «mitten ins Herz treffen» lassen. Echtes Zeugnis und tragfähige Praxis sind mit Oberflächlichkeit unvereinbar. In einer Zeit, in der der «Zeitgeist», die schnelle «Betroffenheit» und der «Trend» allgegenwärtig sind, ist ernsthafte und ehrliche Auseinandersetzung besonders wichtig.

Auch die Pfingstpredigt des Petrus gibt wichtige Anstösse. Ich nenne nur zwei:

– Das Wirken des Geistes und das Überwinden von Grenzen sind untrennbar miteinander verbunden. In einer Zeit der Polarisierungen und Ausgrenzungen in Kirche und Gesellschaft ist die Erinnerung an die Anarchie des Geistes und seine Freiheit gegenüber Sozialstatus, Geschlecht, Amt und Rolle lebensnotwendig. Die schon im Neuen Testament (auch bei Lukas selbst) zu beobachtende und bis heute anhaltende Tendenz, traditionell vorgegebene patriarchale Rollenmuster auch für das Zusammenleben der Christinnen und Christen bestimmend werden zu lassen, steht in Spannung zum Wirken des Geistes. Zu kritisieren ist in diesem Zusammenhang aber nicht nur der Ausschluss der Frauen und das Zementieren der Hierarchie durch das römische Lehramt, sondern auch die Art und Weise, wie zum Beispiel unsere Kirchgemeinden und Pfarreien häufig die gesellschaftlichen und politischen Muster und Konventionen übernehmen.

– Kennzeichen von «Geistesgegenwart» ist die Treue zu Jesus. Die Rückbindung an seine Sendung – und nicht das oft krampfhafte Bemühen um eine «spirituelle Atmosphäre», um das Schaffen von «re-

ligiösen Erlebnissen» oder um «Modernsein» – zeichnet eine pfingstliche Kirche aus. Der «Heilige Geist» wird oft als unfassbare, frei schwebende und deshalb fast «beliebige» Grösse aufgefasst, während von der Bibel her eigentlich der «Geist Jesu», ja die Gegenwart und das Weiterwirken Jesu bei seinen Jüngerinnen und Jüngern gemeint ist. Dieser Zusammenhang würde zweifellos deutlicher, wenn wir uns daran gewöhnen würden, den Pfingstbericht erst zu lesen, nachdem wir auf das Programm Jesu gehört haben: «Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe» (Lk 4,18f.). Der Zusammenhang zwischen Jesu Antrittspredigt in Nazaret und der ersten Rede des Petrus ist bis in den Aufbau des Evangeliums und der Apostelgeschichte hinein erkennbar.

Wenn wir uns nun aus heutiger Sicht und vom Ende des Pfingsttextes her nochmals dem eigentlichen Pfingstereignis zuwenden, erkennen wir deutlich, dass dem Verfasser viel mehr an dessen Wirkungen und Folgen liegt als am Ereignis selbst. Dieses gehört zur Erinnerung an die «Zeit der ersten Liebe» und es gehört zu den notwendigen Erfahrungen von Aufbruch, Begeisterung und Neubeginn, die sich nicht «reproduzieren» lassen, die aber Einzelnen wie der Gemeinschaft glücklicherweise manchmal geschenkt werden, und deren Erinnerung es gerade dann zu pflegen gilt, wenn die eigene Gegenwart eher den langen Atem beansprucht, als Stürme des Geistes zu versprechen. Vielleicht weist uns folgende jüdische Erzählung einen zwar diskreteren, aber weiseren Weg zu einem Leben im Geist, als das krampfhafte Beschwören eines «neuen Pfingsten» und einer idealen Kirche:

Wenn der Baal-schem etwas Schwieriges zu erledigen hatte, irgendein geheimes Werk zum Nutzen der Geschöpfe, so ging er an eine bestimmte Stelle im Walde, zündete ein Feuer an und sprach, in mystische Meditationen versunken, Gebete – alles geschah, wie er es sich vorgenommen hatte. Wenn eine Generation später der Maggid von Meseritz dasselbe zu tun hatte, ging er an jene Stelle im Walde und sagte: «Das Feuer können wir nicht mehr machen, aber die Gebete können wir sprechen.» Und alles ging nach seinem Willen. Wieder eine Generation später sollte Rabbi Mosche Leib aus Sassow jene Tat vollbringen. Auch er ging in den Wald und sagte: «Wir können kein Feuer mehr anzünden, und wir kennen auch die geheimen Meditationen nicht mehr, die das Gebet beleben; aber wir kennen den Ort im Walde, wo all das hingehört, und das muss genügen.» Und es genügte. Als aber wieder eine Generation später Rabbi Israel von Rischin jene Tat zu vollbringen hatte, da setzte er sich in seinem Schloss auf seinen goldenen Stuhl und sagte: «Wir können kein Feuer machen, wir können keine Gebete sprechen, wir kennen auch den Ort nicht mehr, aber wir können die Geschichte davon erzählen.» Und, so fügte der Erzähler hinzu, seine Erzählung allein hatte dieselbe Wirkung wie die Taten der drei anderen (Gerschom Scholem).

Daniel Kosch

Der im Fach neutestamentliche Exegese promovierte Theologe Daniel Kosch leitet die Bibelpastorale Arbeitsstelle SKB in Zürich

Berichte

Die Orthodoxie und der Westen

Vom 18.–22. März 1996 fanden an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg «interdisziplinäre Wochen» statt (zwischen den verschiedenen Disziplinen der Theologie), von denen die der französischsprachigen Abteilung dem Verhältnis zwischen Orthodoxie und Westen gewidmet war.

Diese ausschliesslich von Studenten vorbereitete und durchgeführte Woche konnte einen grossen Erfolg verzeichnen. Nicht nur war es gelungen, die besten Referenten beizuziehen, auch die Studenten nahmen in grosser Zahl und mit Eifer und Einsatz teil, und zahlreiche weitere Hörer aus der Stadt, ja selbst von ausserhalb Freiburgs, nahmen daran regelmässig teil, insgesamt annähernd 100 Teilnehmer.

Die Professoren Olivier Clément und Boris Bobrinskoy vom Theologischen Institut St-Serge in Paris, der orthodoxe Erzbischof der Schweiz, Metropolit Damaskinos Papandreou, der Sekretär des Päpstlichen Rates für die Einheit der Christen, Bischof Pierre Duprey aus Rom, und der fakultätseigene Professor Jean-Pierre Torrell äusserten sich in Vorträgen, Debatten und nachfolgenden Diskussionen zu verschiedenen Themen: Zuerst wurde klargestellt, was unter christlichem Osten zu verstehen ist und welches die Berührungen zwischen Orthodoxie und Westen im Laufe der Zeiten waren.

Ganz dem «Geheimnis der Kirche in der orientalischen Tradition» war eine öffentliche Veranstaltung gewidmet, wobei in der Diskussion dann die etwas rauhere Wirklichkeit zur Sprache kam (O. Clément). Der grosse Kenner der orthodoxen Lehre vom Heiligen Geist (B. Bobrinskoy) entfaltete sie in mehreren Vorträgen; in Arbeitsgruppen wurden mehrere Texte aus Vergangenheit und Gegenwart eindringlich studiert. Der römische Vertreter (P. Duprey) erläuterte die ökumenische Enzyklika des Papstes «Damit sie eins seien» und wies auf den Wandel des Kirchenbildes seit dem 2. Vatikanischen Konzil hin, der den Gesprächen zwischen Katholiken und Orthodoxen auf Weltebene zugrundeliegt. Der Sekretär des in Vorbereitung befindlichen Grossen und Heiligen Synods der orthodoxen Kirche (Damaskinos P.) stellte den Stand dieses grossen Unternehmens vor. Der heute wohl ausgewiesenste Kenner von Leben und Werk des Thomas von Aquin (J.-P. Torrell) erläuterte die Lehre vom Heiligen Geist in den Werken des Aquinaten. Die Teilnahme an einer orthodoxen Vesper führte in das liturgische Leben der orthodoxen Kirche ein, das hinter aller Theologie steht.

In den Diskussionen und Gesprächen rund um die Tagung wurden auch aktuelle und brennende Themen angeschnitten, wie die Ansprache des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel vor den Schweizer Bischöfen im Dezember 1995. Ganz offensichtlich wurde, dass nicht nur die Hörer von den Referenten, sondern auch die Referenten vom Engagement der Teilnehmer beeindruckt waren und dass das ökumenische Gespräch hier wieder auf hohem Niveau einige wesentliche Schritte weitergekommen ist. Die Vorträge sollen im Herbst 1996 gedruckt vorliegen (als Nr. 29 der Ökumenischen Beihefte des Freiburger Instituts für Ökumenische Studien). *Iso Baumer*

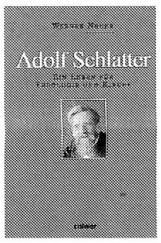
Das «Reformierte Forum» und die «Schweizerische Kirchenzeitung» stellen monatlich ein Buch der besonderen Art vor.

Das theologische BUCH

Werner Neuer

Adolf Schlatter – ein Lehrer der Kirche

«Schlatter gehörte zu jenen Lehrern der Kirche, deren Stimme in ihr nicht verstummen darf.» So urteilte 1985 der katholische Theologe Franz Mussner. Die Biographie von Werner Neuer gibt Einblick in das theologische Lebenswerk Schlatters. Dieses umfasst mehrere theologische Disziplinen (neutestamentliche Exegese, Arbeiten zum Spätjudentum, systematische Vorlesungen und autobiographische Arbeiten) und hat im Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland Studenten, Pfarrer und Gemeindeglieder stark beeinflusst.



Werner Neuer: Adolf Schlatter. Ein Leben für Theologie und Kirche. Calwer-Verlag, Stuttgart, 1996, 937 Seiten, ***Fr. 64.80***

Adolf Schlatter ist am 16. August 1852 in Sankt Gallen geboren worden, wo sein Vater einer freikirchlichen Gruppe angehörte. Nach dem Studium in Basel (unter anderem beim Historiker Burckhardt und beim Philosophen Nietzsche) und Tübingen, wo der schwäbische Biblizist Johann Tobias Beck prägenden Einfluss auf ihn ausübte, war er für fünf Jahre Pfarrer in Kilchberg, Zürich (Neumünster) und Kesswil. Der Schritt ins akademische Lehramt war für ihn kein selbstgewählter Weg. Männer des «Evangelisch-kirchlichen Vereins» aus Bern hatten ihn dazu bewogen, sich an der theologischen Fakultät gegen den dort herrschenden Liberalismus zu habilitieren.

«Hilfe in Bibelnot»

Schlatter wurde Privatdozent und unterrichtete nebenbei an einem Gymnasium und einem Lehrerseminar, die von kirchlich-pietistischen Kreisen gegründet worden waren, Hebräisch und Religion (1880–1888). Neben alt- und neutestamentlichen Fragen behandelte er in seinen Vorlesungen auch kirchenhistorische, systematische und philosophiegeschichtliche Themen. Diese Breite in der Lehrtätigkeit begründete er damit, «mich für die ganze Wirklichkeit offen zu halten und zu allem hin beweglich zu sein, was mein Auge traf».

Als Pfarrer und Lehrer hat Schlatter es als seine Aufgabe angesehen, dem Bibelleser «Hülfe in Bibelnot» (Gesammelte Arbeiten zur Schriftfrage 1926) zu geben. Mit seinen berühmt gewordenen «Erläuterungen zum Neuen Testament» hat er denn auch später einen grossen Leserkreis von Bibelinteressierten erreicht. 1885 erfolgte die Publikation der preisgekrönten monographischen Studie «Der Glaube im Neuen Testament», die Schlatter mit einem Schlag in der wissenschaftlichen Welt bekanntmachte. Es ging ihm nicht nur darum, theologische Fragen auf ihrem historischen Hintergrund zu klären, sondern in einer zusammenschauenden Synthese den konkreten Inhalt des «Glaubens» im Neuen Testament darzustellen. Es blieb demnach nicht bei der blossen deskriptiven «Beobachtung». In der «Wahrnehmung», die vom «Lebensakt» nicht zu trennen sind, sah Schlatter das Ziel allen Theologisierens.

Nachdem sich in den folgenden Jahren verschiedene deutsche Universitäten darum bemühten, Schlatter als Dozenten zu gewinnen, folgte er 1888 einem Ruf an die Fakultät in Greifswald, wo er bis 1893 blieb. In Greifswald las er zum ersten Mal «Dogmatik» (1892/93). 1893 nahm Schlatter den Ruf nach Berlin an. Hier hatte er «Systematische Theologie» zu lehren. Man bedenke, Schlatter als Antipode zu dem allgewaltigen Adolf von Harnack und seinen liberalen Kollegen im Umfeld der religionsgeschichtlichen Schule!

In die Berliner Zeit fällt ebenfalls die Bekanntschaft Schlatters mit dem «Apostel der Liebe» und Leiter der Betheler Anstalten, dem älteren Friedrich von Bodelschwing, der ihm die soziale Frage nähergebracht hat. 1898 nahm Schlatter den Ruf an die Universität Tübingen an, wo er 40 Jahre seines Lebens bis zu seinem Tod verbrachte. Der Schlatter-Biograph Werner Neuer hat es mit seinem Buch verstanden, die facettenreiche Gestalt dieses Schweizer Theologen auf eindrückliche Art und Weise zu porträtieren, ohne dabei die wissenschaftlichen Erkenntnisse gegen das glaubensmässige Verwurzeltsein auszuspielen. Der Wunsch, seine Studenten direkt anzusprechen, führte bei Schlatter bald einmal zum völligen Verzicht auf das sorgfältig vorbereitete Manuskript der Vorlesung. Offene Abende und ausgedehnte Sprechstunden weisen hin auf den enormen zeitlichen und emotionalen Aufwand und die grosse Zuwendung dieses Hochschullehrers für seine Hörer. Andererseits wird mit dem vorliegenden Buch deutlich, wie enorm die wissenschaftliche Arbeitsleistung Schlatters gewesen ist.

Jüdische Quellen bevorzugt

Neun grosse Kommentare (nach 1929) fassen den Ertrag seines exegetischen Werkes zusammen, wobei wohl kein Neutestamentler dieses Jahrhunderts so stark die jüdischen Quellen herangezogen hat, wie er dies tat. Schlatter war überzeugt, dass das jüdische Lehrhaus die Heimat Jesu und seiner Apostel gewesen ist und diese zweisprachig (!) gewesen seien. Schlatter hat die neutestamentliche Forschung nachhaltig angeregt, das «Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament» wäre ohne seine Studien nicht zu denken. Andererseits hat er auf dem Gebiet der Systematik aber bei aller Kritik an Luthers Kommentar zum Römerbrief die Verbindung zwischen dem pietistischen Erbe und einer reformierten Theologie gesucht, die gleichzeitig zur «natürlichen Theologie» offen zu sein hat. □

REFORMIERTES FORUM KIRCHE

Stacheldraht im Heiligen Land

Das Ohnmachtsgefühl drückt heftig aufs Gemüt. Viele der hoffnungsvollen Friedensbemühungen in Nahost werden sabotiert und mit blutigem Terror beantwortet. So wird auch unser Eintauchen ins Land zwischen Westen und Orient am 4. März dieses Jahres begleitet von der Schreckensnachricht vom bislang letzten Attentat durch einen Kämpfer der Brigaden des Izzedine al-Quassem, dem bewaffneten Arm der Hamas. Die Menschen sind des Schreckens müde. Die «Generation der Kerzen», wie die jungen Israelis und Palästinenser und Palästinenserinnen genannt werden, sehnt sich nach Frieden. Denn Bomben unterscheiden nicht zwischen Völkern.

Während einer Studienreise in Israel-Palästina wurden Studierende theologischer Lehrgänge der Hochschule Luzern mit der politischen Situation im unheiligen Heiligen Land konfrontiert. Nach diesen zwei Wochen bleiben die Überzeugung, dass es ohne Gewalt gehen muss, und der Entschluss, aus dem Erfahrenen Konsequenzen zu ziehen.

■ Oase des Friedens

Um ein friedliches Zusammenleben bemühen sich die Menschen in der Dorfkooperative Neve Shalom/Wahat al-Salam. Im Jahre 1972 will der Dominikanerpater Bruno Hussar erstmals Menschen aus Islam, Judentum und Christentum, aus dem palästinensischen und israelischen Kulturkreis, zum Gespräch zusammenbringen. Seine Idee fasst auf dem Hügel zwischen Tel Aviv und Jerusalem Fuss. Familien bauen sich gemeinsam ein neues Zuhause. Ihr Motto: Zusammenleben bei gleichzeitigem Recht auf Selbstentfaltung. Ihre Kinder besuchen gemeinsam den Unterricht in der dorfeigenen Schule, wo sie arabisch und hebräisch unterrichtet werden und wo ein solider kultureller und religiöser Austausch stattfindet, ohne die Eigenheiten der Kulturen und Religionen zu verwässern.

In den Jahren 1979/1980 wird die Friedensschule für Erwachsene eingerichtet. In verschiedenen Kursen und Seminaren arbeitet die Kursleitung mit selbstentwickelten Methoden daran, in den Gruppen ein Bewusstsein für die Komplexität des Konfliktes zwischen Menschen israelischer und palästinensischer Herkunft zu entwickeln und die Verständigung zwischen ihnen voranzutreiben. Das Programm befähigt die Teilnehmenden, mehr über ihre eigene Rolle in diesem Konflikt zu erfahren, insbesondere im Hinblick auf Machtverhältnisse, Stereotypen und selektive Wahrnehmung. So sind die beiden Hauptpfeiler, auf denen die Kurse der Friedensschule gründen, Konfliktlösung und Selbstwahrnehmung.

Als das verbindende Element zwischen Religionen und Kulturen betrachten die Menschen in Neve Shalom/Wahat al-Salam das Schweigen. Ein schlichter Kuppelbau bringt zum Ausdruck, dass Menschen, mögen sie auch getrennt sein durch die Verschiedenheit ihres Glaubens oder ihrer Herkunft, doch einen Ort gemeinsamen Innehaltens finden können. Eine spirituelle Stätte, in der kein Bekenntnis stattfindet, wo ausschliesslich Domia – Stille – sich ausbreitet.

Die Kraft dieses Ortes gibt die Möglichkeit, Stereotypen zu brechen. Nach dem tristen Ankommen in Tel Aviv ist unsere Gruppe froh, sich in dieser Oase des Friedens an die politische Realität in Israel-Palästina zu gewöhnen. Neve Shalom/Wahat al-Salam hält, was sein Name verspricht.

■ Yad Vashem und Intifada

Auf einer Anhöhe am Rande der Neustadt Jerusalems mahnt ohne Pomp, aber bestimmt die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem an den Völkermord während des Zweiten Weltkriegs. Sechs Millionen Menschen jüdischen Glaubens fielen damals blindem Hass zum Opfer; die Ausstellung dokumentiert nur zu deutlich ihre systematische Vernichtung durch den Nationalsozialismus. Die Namen in den Listen des Warschauer Gettos bleiben für uns zwar weitgehend gesichtslos. Diese aber dürfen niemals vergessen werden.

Plastiken verschiedener Kunstschaffender spiegeln etwas von dem Schrecken des Genozides wider. Pietät verbietet uns, mehr als nur einige wenige dieser Eindrücke fotografisch einzufangen. Die Betroffenheit, welche die Anlage von Yad Vashem (hebräisch für «Denkmal» und «Name») hinterlässt, fordert zur kompromisslosen Verurteilung dieses Ausdrucks menschlicher Verachtung auf – auch heute und immer wieder neu.

In einem Gespräch mit unserer Gruppe bedauert Rahel Freudental, israelische Exponentin der «Frieden-jetzt»-Bewegung, dass die Katastrophe des Holocaust von israelischen Militärs und Politikern als Legitimation für die Repressalien gegenüber dem palästinensischen Volk missbraucht wird. Die Intifada (palästinensischer Aufstand 1987 bis 1991) sei ein Hilfeschrei gegen die Fremdherrschaft gewesen. Zusammen mit der christlichen Palästinenserin Sumaya Fahrat-Naser (die wir der Abriegelung des Westjordanlandes wegen leider nicht besuchen konnten) gehört Rahel Freudental zu jenen Menschen, die damals um eine wirkliche Annäherung der beiden Völker bemüht waren und damit massgeblich den Friedensprozess auf politischer Ebene initiierten.

«Offenbar geht es Israel und Amerika aber eher um den Friedensprozess als um den Frieden selbst», vermutet die Universitätsdozentin. Sie sieht im Friedensprozess jedoch die einzige Möglichkeit, die Spirale der Gewalt zu durchbrechen, und hält hartnäckig daran fest. Die Schwierigkeit bestehe darin, dass es verschiedene Vorstellungen von Frieden gebe. Vor allem Hamas, Dschihad und auch die israelische Rechte stören die Bemühungen um Frieden immer wieder mit Terrorakten bzw. mit der Forderung nach militärischer Klarheit. Damit spielen sich die extremistischen Lager beider Seiten in die Hände. Um so mehr gälte es, dem Terror politisch und mit friedlichen Mitteln zu begegnen.

■ Christin in einem unheiligen Land

Ebenso engagiert wie betroffen nimmt auch Viola Raheb aus Bethlehem Stellung zur aktuellen Situation. Die junge Palästinenserin hat in Deutschland Theologie und Pädagogik studiert. Sie ist im Erziehungsdepartement der palästinensischen Autonomiebehörde tätig und leitet zusammen mit ihrem Bruder Mitri Raheb das lutheranische Zentrum in Bethlehem. Fünf Jahre lang hatten sie gemeinsam mit Jugendlichen und Arbeitslosen die Räume wieder instand gestellt, nachdem diese zwanzig Jahre als Mülldeponie benützt worden sind. Die Abriegelung von rund 400 palästinensischen Dörfern und Städten in der Westbank infolge verschiedener Attentate durch sogenannte «suicide bombers» der Hamas behindert die Arbeit Viola Rahebs massiv. Die jetzige Situation erlaubt es ihr nicht, ohne Pass ausser Haus zu gehen, geschweige denn, Bethlehem zu verlassen. «Die israelische Regierung betreibt eine Doppelmoral im Umgang mit Attentätern», kommentiert sie. Israelische Terroristen, wie der Mörder Itzhak Rabins, seien in den Augen der Regierung einzelne Verrückte, die Selbstmordattentäter der Hamas sollen dagegen Repräsentanten des ganzen palästinensischen Volkes sein. Die Wahlresultate im Gazastreifen und im Westjordanland lehrten dieses Vorurteil dagegen Lügen strafen. Trotz des Boykottaufrufs der Hamas lag die Wahlbeteiligung in den palästinensischen Städten bei über 80%, in den Dörfern gar bei 100%.

Ebenso wie die momentane Stagnation des Friedensprozesses, lässt Viola Raheb das Gefühl der Verlassenheit verzweifeln. Viele christliche Gruppen sagen in letzter Zeit ihren Besuch im lutheranischen Zentrum ab. Die Begründungen zeugen von tendenziöser Berichterstattung der Medien, nach denen sich die vermeintlichen Gäste informieren. Die ganze palästinensische Bevölkerung wird in einen Topf geworfen und gar als Fremdkörper im Staat Israel wahrgenommen. «Was assoziieren diese Menschen mit Ökumene», fragt unsere Gesprächspartnerin besorgt. «Oft wissen Brüder und Schwestern in der westlichen Welt nicht einmal etwas von der Existenz palästinensischer Christinnen und Christen. Sie denken, Palästina war menschenleer, bevor 1948 der Staat Israel ausgerufen wurde.»

■ Kontextuelle Theologie dort...

Es gibt keine Theologie, die für alle Zeiten und Orte gültig ist. Sie ist immer von neuem gefordert, sich an ihren Kontext anzupassen. Im Falle Viola Rahebs bedeutet der Kontext Islam, Besatzung und Friedensprozess.

Eine sentimentale Beziehung zu den biblischen Geschichten fördert hingegen eine gefährliche Verwechslung: Das ersttestamentliche Israel wird zum politischen Staat. Eine anti-palästinensische Lesart biblischer Texte muss darum ebenso vermieden und verurteilt werden wie eine antijudaistische. Die Erzählung über die Eroberung von Jericho (Jos 6) erhält für Viola Raheb auf dem heutigen politischen Hintergrund eine ganz andere Dimension. Sie entdeckt sich darin nicht auf der Seite Josuas, sondern innerhalb der Stadtmauer, die unter dem Kriegsgeschrei und dem Schall der Widderhörner zusammenstürzt. Die Besatzungssituation vor Augen, kann die palästinensische Christin keinen Triumphgesang vor den Trümmern Jerichos anstimmen.

Dagegen erhalten Gesetzestexte des Pentateuchs (als Beispiel dafür Lev 19,33 f.), worin immer wieder die Rechte des fremden Menschen betont werden, einen neuen Stellenwert. Das damalige Nebeneinander verschiedener Völker machte die Forderung nach Menschenwürde notwendig. In dieser Tradition ist der Staat Israel heute aufgefordert, die 4. Genfer Konvention der UNO, welcher er 1951 beigetreten ist, die jedoch seit damals besonders durch die Armee immer wieder verletzt wird, endlich zu verwirklichen. Ein würdiges Leben aller Menschen kann nur durch die Koexistenz zweier Staaten und beidseitiger Anerkennung der Menschenrechte gewährleistet werden. Dass dabei auch auf palästinensischer Seite noch viel zu tun bleibt, liegt angesichts der erst kürzlich erlangten (und relativen) Autonomie auf der Hand.

■ ... solidarische Theologie hier

Auf der Fahrt durch die West Bank wird unser Bus ein letztes Mal vor Tiberias an einem Checkpoint angehalten. Gewöhnt haben wir uns weder an die Prozedur, noch an den Stacheldrahtverhau, der die Landschaft säumt. Als mich ein bewaffneter israelischer Soldat in ostschweizer Mundart anspricht, kann ich ihm nur mit von Befremden weit geöffneten Augen antworten. Er spult die vorschriftsmässige Befragung routiniert ab. Anscheinend sind wir beide froh, wenn unser Bus weiterfahren kann.

Diese Erlebnisse machen uns bewusst, dass unsere Theologie nicht bleiben kann, wie sie ist. Einem Glauben, der sich auf Nächstenliebe beruft, der sich auf den Vorderen Orient bezieht und jedes Jahr Hunderttausende an sogenannt heilige Stätten pilgern lässt, dem darf die politische Situation Israel-Palästinas nicht gleichgültig sein. Wir sind aufgefordert, gerade nach der Karwoche, an dem das Kirchenopfer stets für die Menschen im Heiligen Land bestimmt ist (siehe auch SKZ Nr. 13 vom 28.3.1996), für ein differenziertes Wahrnehmen der Situation in Nahost und ein gerechtes Urteil einzustehen. Und wir sind des weiteren eingeladen, mit Blick auf Pfingsten an eine ehrliche Verständigung der Völker und an die Schaffung eines echten Friedens zu glauben. *Dominik Helbling*

Dominik Helbling ist Student an der Theologischen Fakultät der Hochschule Luzern.

Amtlicher Teil

Alle Bistümer

■ Neue Wege in der Jugendarbeit

Auf Ende dieses Jahres löst sich nach 13 Jahren im Dienste der kirchlichen Jugendarbeit die «Junge Gemeinde» auf. Zwei Nachfolgeprojekte stehen zur Diskussion: Jugendstufe Blauring/Jungwacht und eine Fachstelle für kirchliche Kinder- und Jugendarbeit. Mit beiden Projektentwürfen setzte sich die Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz (PPK) an ihrer Sitzung vom 14./15. Mai 1996 im Bildungszentrum Matt, Schwarzenberg, auseinander. Anwesend waren der Ressortverantwortliche für «Planung und Organisation» in der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Ivo Fürer, und Jugendbischof Martin Gächter.

Die beiden Projektvorhaben sind das Ergebnis eines mehrjährigen Reflexions- und Verständigungsprozesses von Blauring/Jungwacht und des Vereins der Jugendseelsorger/-innen. Gemeinsam stellten Philipp Bucher, Bundesleiter der Jungwacht, und Stephan Kaiser vom Verein der Jugendseelsorger/-innen die neu zu schaffenden Stellen vor. Die PPK reagierte mit Anerkennung und Sympathie auf die beiden fundiert konzipierten und weitsichtig angelegten Projektvorhaben. Sie ergänzen sich wechselseitig und machen erst eine vielfältige und zukunftsversprechende Kinder- und Jugendarbeit möglich. Mit der Einführung einer Jugendstufe Blauring/Jungwacht soll eine neue Möglichkeit der verbandlichen Identifikation für Tausende von Jugendlichen geschaffen werden, die insbesondere in den beiden Kinderorganisationen gross geworden sind. Die Aufgaben der Fachstelle ergeben sich aus den Bedürfnissen der Jugendarbeiter und -seelsorger/-innen in den Bereichen Fort- und Weiterbildung, Grundlagen- und Impulsarbeit, Koordination.

Die harte Wirklichkeit knapper finanzieller Mittel auf überdiözesaner Ebene setzt nach den Ausführungen von Alois Odermatt, Geschäftsführer der Römisch-katholischen Zentralkonferenz (RKZ), neuen Initiativen enge Grenzen. Die Jugendseelsorger/-innen haben ihre Vorstellungen zur Fortsetzung der Arbeit der Jungen Gemeinde vorgelegt. Nun liegt es an den Kirchenverantwortlichen, in der Vermittlung von Vision und knappen Finanzen tragfähige Voraussetzungen für eine zukunftsfähige Jugendarbeit zu schaffen. *Alfred Dubach*

Bistum Basel

■ Bischof Otto Wüst feiert am 26. Mai 1996 seinen 70. Geburtstag

Im Namen des ganzen Bistums Basel, der Gläubigen, der Laienseelsorgerinnen und -seelsorger, der Priester und Diakone, darf ich unserem Bischof Otto zu seinem 70. Geburtstag meine besten Glück- und Segenswünsche entbieten. Damit verbinde ich einen herzlichen Dank für alles, was Otto Wüst während seines Lebens in einer nicht leichten Kirchen- und Weltzeit dem

Bischof Otto Wüst zum 70. Geburtstag

Ein runder Geburtstag ist Anlass zu dankbarer Rückschau: Am 26. Mai vollendet Otto Wüst, Bischof von Basel 1982–1993, sein 70. Lebensjahr. Obwohl im Ruhestand, erlebt er diesen Tag als vielfach aktiver Bischof und Seelsorger, der nach wie vor gerne und regelmässig mit verschiedenen Pfarreien Gottesdienste feiert.

Die Beziehungen, die Bischof Otto Wüst seit seinem Rücktritt mit Gemeinschaften und Gruppen, besonders aber mit Frauen und Männern im kirchlichen Dienst lebendig hält, überraschen nicht. Sie setzen vielmehr das fort, was für seine Amtsausübung auch in früheren Zeiten im Mittelpunkt stand. Er nahm und nimmt es ernst, dass ihm die Stärkung der Schwestern und der Brüder aufgetragen ist. All die Jahre hindurch hat er seine Person und sein Herzblut darauf verwendet, den Menschen gerecht zu werden und dem, was sie und ihn im Glauben bewegt, nicht zuletzt aber auch den Erfordernissen eines schweren Amtes. Stets bleibt für ihn die Einsicht bestimmend, dass alles menschliche und erst recht alles kirchliche Handeln einst zu messen sein wird an der Vorgabe des Evangeliums. In weitem Umkreis hat diese gläubig vermittelnde Ausrichtung dankbare Wertschätzung erfahren. Otto Wüst war ihr verpflichtet in verschiedenen kirchlichen Diensten unter den wechselnden zeitgeschichtlichen Umständen vor und nach dem Konzil: als Mitbegründer des Fastenopfers, als Generalsekretär des Volksvereins, als diözesaner Personalchef, als Weihbischof und dann als Bischof.

Seiner Überzeugung hält er auch in spannungsreichen Tagen die Treue, wenn die zeitgeprägte Luftströmung in Kirche und Gesellschaft zum Gegenwind wird, der von rechts oder links und sogar aus der Nähe unfreundlich blasen kann. Es ist beeindruckend zu erfahren, wie hier jemand den befreienden Glauben an das Gute und eine ehrliche Hoffnung konsequent lebt. Sichtbar wird darin die Überzeugung, dass in allen und allem gute Töne sind, denen man nur Klang geben muss. In einem Vers Eichendorffs, der auch schon in Predigten des Bischofs zu hören war, ist das so beschrieben:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

Das runde Geburtstagsfest ist also Gelegenheit zum Dank und zum hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft. Es ist ein schönes und bestimmt ein gutes Zeichen, dass für Otto Wüst dieser persönliche Feiertag (nun zum zweiten Mal) auf den Pfingstsonntag fällt, den Geburtstag der Kirche. In der Freude dieser Stunde wünsche ich ihm von Herzen eine gute, gesegnete Zeit und viele weitere fruchtbare Jahre im Weinberg des Herrn – für uns als Bischof, mit uns als Christ!

Markus Ries

Markus Ries war, bevor er Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Hochschule Luzern wurde, Archivar des Bistums Basel

Bistum geschenkt hat. Gemäss seinem Leitwort «Im Dienst an eurer Freude» hat er sich besonders als Diözesanbischof von 1982–1993 dafür eingesetzt, «dass in der Kirche, in der Gemeinschaft der Glaubenden, immer mehr Christus erkennbar wird, seine Liebe zu den Menschen, seine Botschaft der Freude, die Gesinnung der Brüderlichkeit und des Vertrauens» (Wort zur Amtseinsetzung 1. 11. 1982).

Bischof Otto wirkt auch heute in diesem Sinn weiter – vor allem durch das Gebet, in das er immer wieder die Diözese einschliesst. Sein 70. Geburtstag fällt sinnvollerweise auf Pfingsten, das Fest, an dem wir das Geschenk Gottes an die Kirche, den Hl. Geist, feiern. In Dankbarkeit bitten wir Gott, er möge Bischof Otto noch viele Jahre mit seinem Geist begleiten.

Kurt Koch
Bischof von Basel

■ Berufseinführung für Seelsorgerinnen und Seelsorger

In diesen Tagen wird der zweite Kurs der Berufseinführung des Bistums Basel, die BE 1994/96, abgeschlossen. 21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben an der berufsbegleitenden Ausbildung teilgenommen, die vor drei Jahren in dieser Form neu geschaffen wurde. In einer kleinen Feier im Priesterseminar St. Beat erhalten die 17 Männer und 4 Frauen am 15. Mai 1996 ein Abschlussdokument, unterzeichnet vom Regens des Priesterseminars, Dr. Walter Bühlmann, und dem Dekan der Theologischen Fakultät der Hochschule Luzern, Professor Dr. Hans Halter. Geleitet wurde der Kurs von Subregens Dominique Jeannerat.

In 9 Kurswochen zu Themen der praktischen Pfarreiarbeit, einer Einführungswoche und einer Besinnungswoche haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der berufsbegleitenden Ausbildung ihre Erfahrungen in der seelsorgerlichen Tätigkeit reflektiert. Auch die regelmässigen Treffen in Supervisionsgruppen dienten der Aufarbeitung der praktischen Erfahrungen. Zusammenarbeit im Team, zwischen geweihten und nichtgeweihten Seelsorgern und Seelsorgerinnen wurde eingeübt in der Kursgruppe wie am Arbeitsort. Wesentlich waren auch die Gemeinschafterfahrungen im Austausch über den persönlichen Glauben und im gemeinsamen Feiern. Einen Höhepunkt bildete die Kurswoche, die im vergangenen Oktober in Assisi durchgeführt wurde.

Zu der bunten Kursgruppe zählten ein schon geweihter Priester und eine Ordensschwester, eine Frau aus dem französischsprachigen Teil des Bistums Basel, dem Jura, ein Teilnehmer aus dem Bistum Freiburg-Lausanne-Genf und drei Priesterkandidaten, die im vergangenen Herbst zu Diakonen geweiht wurden. 11 Männer und Frauen werden sich am 2. Juni durch die Institutio für den dauernden Dienst im Bistum Basel verpflichten. In der gleichen Feier in Reiden werden die drei Diakone zu Priestern geweiht. Bischof Kurt Koch wird dem Gottesdienst in Reiden vorstehen.

Dr. *Walter Bühlmann,* Regens

■ Institutio und Priesterweihe

Am Sonntag, 2. Juni 1996, findet um 15.00 Uhr in der Pfarrkirche von Reiden (LU) die Institutio und Priesterweihe statt.

Bischof Dr. Kurt Koch erteilt die Institutio an:

Urs Bisang-Grubenmann von Dagmersellen in Oberwil (BL),

Peter Bomholt von D-Lünen in Hitzkirch,

Andreas Brun-Federer von Hasle (LU) in Stüsslingen,

Urs Corradini von Emmen in Thun,

Sonja Kaufmann von Staretschwil-Oberrohrdorf in Murten,

Monika Kost von Reiden in Luzern,

Sebastian Muthupara von Indien in Zofingen,

Stefan Schmitz-Güttinger von D-Bad Breisig in Luzern,

Claudio Tomassini-Balmer von Basel in Menziken,

Peter von Rickenbach-Inglin von Steinerberg (SZ) in Luzern,

Thomas Weber-Ottiger von Sempach in Zug,

Gerd Zimmermann-Frank von D-Horb in Rickenbach (TG).

In der gleichen Feier spendet der Bischof die Priesterweihe an folgende Diakone:

Gregor V. P. Tolusso von Willisau-Stadt in Zug,

Hanspeter Wasmer von Menzingen (ZG) in Reiden,

Hans Zünd von Balgach in Schötz.

Luzern, 17. Mai 1996

Seminar St. Beat Luzern
Dr. *Walter Bühlmann,* Regens

■ **Arbeitsgruppe Diakonie**

Der Schwerpunkt der Beratungen am 3. Juni 1996 wird «Das neue Arbeitsgesetz – was bringt es?» sein (Sonntagsarbeit und verlängerte Nachtarbeit). Einführung durch Bildungsleiter CNG, Bruno Weber-Godet.

Anregungen können an das Pastoralamt oder die Mitglieder der Arbeitsgruppe eingegeben werden.

Andre Rotzetter, Präsident

■ **Stellenausschreibung**

Die vakante Pfarrei *Subingen* (SO) im Seelsorgeverband Deitingen-Subingen wird für einen Gemeindeleiter/eine Gemeindeleiterin zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bitte bis zum 11. Juni 1996 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Bistum St. Gallen

■ **Walenstadt: Altersbedingter Abschied von Pfarrer Pius Baumgartner**

Altershalber hat Pius Baumgartner in der Kirche St. Luzius und Florin als Pfarrer Abschied genommen. Am Guthirtsonntag 1967 hatte er in Walenstadt seine Pfarrtätigkeit aufgenommen, am Guthirtsonntag 1996 sie beendet. Er bleibt Walenstadt verbunden, auch wenn er nun seinen Wohnsitz nach Mols verlegt hat.

■ **Murg/Mols: Emil Hobi als Pfarrer eingesetzt**

Unter grosser Anteilnahme der Murger und der Molser Bevölkerung ist Emil Hobi in sein Amt als Pfarrer von Murg und Mols eingesetzt worden. Der 1959 geborene Emil Hobi wurde 1987 zum Priester geweiht, wirkte als Kaplan fünf Jahre in Gams, drei Jahre in Eschenbach und während einiger Monate in Brülisau.

■ **St. Gallen-Halden: Pfarreibeauftragter eingesetzt**

Der seit 1985 in der Pfarrei Halden als Pastoralassistent tätige *Charlie Wenk-Schlegel* ist als Pfarreibeauftragter eingesetzt worden. Lorenz Becker bleibt Pfarrer für die im Seelsorgeverband zusammengeschlossenen Pfarreien St. Gallen-Neudorf und Halden.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

■ **Ernennung**

Diözesanbischof Amédée Grab ernennt *Marcel Bischof-Thalmann,* wohnhaft in Ursy, zum Pastoralassistenten für die deutschsprachige Gemeinschaft von St. Theres, Freiburg, mit Sektor von Belfaux und Givisiez.

■ **Weihen**

In Vertretung des Diözesanbischofs weihte Weihbischof Paul Vollmar von Chur am 13. April 1996 Fr. *Henri-Marie Couette,* O.Cist., in der Abteikirche von Altenryf (Hauterive) zum Priester.

Bischof Amédée Grab weihte am 13. April 1996 in der Pfarrkirche von Broc *Pascal Desthieux* zum Diakon für das Bistum Lausanne, Genf und Freiburg.

Bischof Amédée Grab weihte am 20. Mai 1996 in der Konventskirche St-Hyacinthe Fr. *Ciro Capotosto,* O.P., zum Diakon.

Verstorbene

Alois Isenegger, Pfarresignat, Ruswil

Bilder sagen uns meistens mehr als Worte, weil sie näher an den Geheimnissen des Lebens und des Glaubens sind. So wird der Tod bildhaft verglichen mit dem Einmünden eines Flusses ins Meer. Müde von der langen Wanderung und abgeklärt durch das Viele, das er unterwegs erlebt hat, findet er Ruhe und Geborgenheit in der uferlosen Weite des Meeres. Das gilt bildhaft auch vom Tod von Pfarresignat Alois Isenegger und ebenso von uns, die wir an seiner Mündung stehen. Was wissen wir schon vom wechselvollen Lauf, der zwischen Quelle und Mündung liegt? Was von den Geheimnissen, die der Fluss dem Schoss des Meeres anvertraut? Wir wissen letztlich nur Weniges und von dem Wenigen nur Oberflächliches. Das sollten wir bedenken, wenn wir zurückblicken auf das zu Ende gegangene Leben von Pfarresignat Alois Isenegger.

Seine Quelle lag im Städtchen Sempach, direkt gegenüber dem Gotteshaus. Hier begann seine muntere Lebensart am 18. Mai 1913 zu sprudeln. Bei geöffnetem Kirchenportal konnte er von der Stube aus direkt auf den Hochaltar sehen. Diese frühe, vertraute Nachbarschaft mit Gott und das tief gläubige Beispiel seiner Eltern Joseph und Rosa Isenegger-Bühlmann ebneten ihm, wie auch seinem älteren Bruder Josef, wohl wesentlich den Weg zum Priesterberuf. Nach der Primarschule in Sempach prägten ihm die Benediktiner von Sarnen durch Wissenschaft und Liturgie Verstand und Herz. So fand er nach glänzend bestandener Matura vermutlich problemlos den Weg ins Priesterseminar Luzern zum Studium der Theologie, das er in Freiburg fortsetzte und in Solothurn mit der Priesterweihe am 29. Juni 1939 abschloss. Drei Tage später feierte er in der Stadtkirche von Sempach die Primiz.

Mit der für ihn typischen Mischung von Frohsinn, Pflichtbewusstsein und zäher Zielstrebigkeit nahm er in Sirnach seine Seelsorgetätigkeit auf, zunächst als Vikar und dann als Kaplan. Dieser Posten war nicht «ungefährlich», denn der «heisse Draht» von der Schwester von Bischof von Streng nach Solothurn funktionierte vorzüglich. 1945 wählte ihn die Pfarrei Rickenbach bei Wil zu ihrem Pfarrer. Einen grossen Teil seines Lebens hat er dieser Pfarrei, insbesonders ihrer Jugend, ihren älteren und kranken Menschen, geschenkt. Nebst dem Neubau des Pfarreiheimes setzte er sich zielstrebig für die Aussen- und Innenrenovation der Pfarrkirche St. Verena ein. Die dankbare Verbundenheit dieser Pfarrei kam beim Beerdigungsgottesdienst durch die Worte ihres Präsidenten überzeugend zum Ausdruck.

Dass der liebe Verstorbene auch in der Fremde ein echter Luzerner geblieben war, war unschwer zu erkennen und zu erfahren, als er 1978 als Pfarresignat in Ruswil Wohnsitz nahm. Diese letzte Etappe seines Wirkens wurde von Kirchenratspräsidentin Bea Buchmann-Bühlmann sehr feinfühlig geschildert und gewürdigt. Nicht unerwähnt bleiben darf hier die ausgeprägte Gastfreundschaft des Verstorbenen. Sein offenes Herz und seine freigebige Hand füllten immer wieder seine Stube, zweimal sogar die Festhalle von Sempach anlässlich seines 70. und 75. Geburtstagsfestes. Wären all jene, die einst seine Gastfreundschaft erfahren durften, auch zu seiner Beerdigung gekommen, dann wäre die grosse Mauritiuskirche in Ruswil wohl viel zu klein gewesen. Es hat offenbar schon etwas an sich, was ein Sprichwort behauptet: «Ab Aug', ab Herz.»

1989 sah sich der Verstorbene krankheitshalber gezwungen, im Alterswohnheim Schlossmatte Wohnsitz zu nehmen. Mit der ihm eigenen Zähigkeit leistete er der Krankheit Widerstand. Trotzdem wurde sein Schritt immer kürzer und unsicherer und seine Stimme immer leiser. Seinen Gehstock musste er eintauschen gegen den Rollstuhl. Mit unwahrscheinlicher Geduld ging er seinen schweren Kreuzweg, bis er am Sonntag, 14. August 1994, an der Schwelle zum Fest der Aufnahme Marias in den Himmel, seinem Herrn und Meister das erlösende Wort nachvollziehen durfte: «Es ist vollbracht.» Er tat dies im Vertrauen auf die Verheissung Jesu, die Hans Hoffmann wie folgt ausgedrückt hat:

«Wenn der Fluss ins Meer mündet,
hört er auf, ein Fluss zu sein,
aber er stirbt nicht.
Kein Tropfen geht verloren,
und sein Wasser zieht jetzt grössere Bahnen.
Warum sollte ich den Augenblick fürchten,
in dem mein schmales Leben
in einen grossen, letzten Zusammenhang mündet?»

Siegfried Arnold

Wortmeldungen

Pfarr-Agenda 1996

Seit Jahrzehnten hat die Pfarr-Agenda/Agenda paroissial der Druckerei Schüpfheim AG zufriedenstellend ihren Dienst erfüllt. Als Pfarr-Agenda ist sie dem kirchlichen Kalender verpflichtet und hat diesem zu folgen. Die meisten Pfarrblätter gehen auch konform mit der Liturgie und beginnen die Woche mit dem Sonntag, dem ersten Tag der Woche, gemäss den Evangelien, der urchristlichen Tradition und der universalen Gebetspraxis (siehe Hochgebete I–III: wir feiern in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche «den ersten Tag der Woche als den Tag, an dem Christus von den Toten erstanden ist»).

Bis und mit Jahr 1994 richtete sich die Pfarr-Agenda auch danach; die Woche (Doppelseite) begann am Sonntag und endete am Samstag. Das Ärgernis begann 1995 als die Woche mit Donnerstag begann und Mittwoch endete; was die Handhabung komplizierte. 1996 wird den Benützern eine neue Variante zugemutet: Die Woche beginnt Montag und endet Sonntag; um den Wochenkalender für das Pfarrblatt zu erstellen, müssen immer zwei Wochen beachtet werden.

Ist die Sonntags-Kultur schon so im Eimer, der Tag des Herrn so der Bedeutungslosigkeit verfallen, dass die Herausgeber der Pfarr-Agenda der säkularisierten Einstellung zum Sonntag folgen und diese den Pfarrern zumuten? Wenn sich der wenig kirchlich gesinnte Satiriker Dieter Hildebrand im Fernsehen über die Wochenend-Kultur («Schönes Wochenende!») mokiert, weil das Wochenende der Samstag ist und nicht der Sonntag, ist die Frage erlaubt, ob wir Priester uns diese Willkür gefallen lassen sollen. Bei dem stolzen Preis der Agenda könnten sich die Herausgeber wundern, wenn in Zukunft ihr Produkt nicht mehr gefragt wird. Dieser Meinung ist nicht nur *Felix Dillier*

Neue Bücher

Deutscher Katholizismus 1918–1945

Die Katholiken Deutschlands haben zwischen 1918 und 1945 turbulente Zeiten erlebt.[1] Aus der Niederlage des Ersten Weltkrieges heraus erwuchs ihnen Mitverantwortung am Schicksal der Weimarer Republik. Das Zentrum, die Partei der Katholiken, sah sich 1918 unversehens in eine Schlüsselrolle hineingestellt und musste versuchen, seine Vorstellungen in Koalitionsregierungen einzubringen. Dabei ist die Minderheitsrolle des katholischen Bevölkerungsteils zu beachten, die im damaligen Deutschland kaum über einen Drittel der Bevölkerung hinausging. Die Verteilung der Konfessionen über das Reichsgebiet war unterschiedlich. Es gab Gebiete mit katholischen Mehrheiten wie Bayern, die Rheinlande oder süddeutsche Gebiete, daneben weite Landstriche, in denen kaum Katholiken anzutreffen waren. Im Kaiserreich von 1871–1918 waren sie zudem Aussenseiter gewesen, die, lange Zeit systematisch von den eigentlichen Machtzentren ferngehalten, erst in der Weimarer Zeit zu politischer Verantwortung gelangten. Verstärkt wurde diese Aussenseiterrolle durch eine materielle Inferiorität; die Präsenz des katholischen Bevölkerungsteils in den Zentren von Verkehr, Handel und Industrie war schwächer, als es ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte.

Während des Ersten Weltkrieges hatte sich eine Wende zugunsten des katholischen Bevölkerungsteils abzuzeichnen begonnen. Die Weimarer Zeit gestaltete sich zu einer Blütezeit der Verbände, der Katholischen Aktion und der Katholikentage. Der Katholizismus kehrte damals aus dem Ghetto zurück: Eine eigentliche Aufbruchstimmung ging durch die katholische Bevölkerung. Namen wie Hermann Hefele, Peter Wust, Romano Guardini oder etwa die Institution der Salzburger Hochschulwochen weisen darauf hin.

In der Politik ging es nach 1918 nicht mehr in erster Linie um Abwehr, sondern um aktive Mitgestaltung im neuen Staat. Namen wie Mathias Erzberger, Joseph Wirth, Friedrich Dessauer, Adam Stegerwald oder Heinrich Brauns gewannen an Bedeutung, ohne sich allerdings gesamtdeutsch profilieren zu können.

Das Aufkommen des Nationalsozialismus, begünstigt durch die Weltwirtschaftskrise, aber auch durch eine erschreckende geistige Orientierungslosigkeit weiter Kreise, veränderte seit 1933 die Situation vollständig. Die neuen Machthaber versuchten systematisch, die Kirche aus Staat und Gesellschaft zu verdrängen. Es gab handfeste Beweise, den Nationalsozialismus als Religionsersatz einzuführen. Mit der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 und mit dem Ermächtigungsgesetz, dem das Zentrum nur mit grossen Bedenken zustimmte, war die Katastrophe perfekt. Anfänglich war der Widerstand der Bischöfe gegen die braune Flut nicht überzeugend; es gab katholische Kreise, die alles versuchten, einen Konflikt mit dem Regime zu vermeiden, um nicht erneut in eine Abseitsstellung zu geraten, aus der herauszukommen noch schwerer sein würde als im 19. Jahrhundert. Das Reichskonkordat erwies sich schliesslich auch nicht als der vermeintlich unüberwindliche Damm, da sich die Nazis als nicht vertragstreu erwiesen.

Klarer als deutsche Kirchenvertreter sahen Pius XI. und sein Staatssekretär Pacelli die Lage, der sie mit der Enzyklika «Mit brennen-

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Siegfried Arnold, Pfarrer, 6253 Ufikon...

Dr. Iso Baumer, Gastprofessor, Rue Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg

Felix Dillier, Pfarrer, Im Winkel 6, 5620 Zufikon

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dominik Helbling, Heiterweid 13, 6015 Reussbühl

Dr. Daniel Kosch, Bibelpastorale Arbeitsstelle, Bederstrasse 76, 8002 Zürich

Dr. Karl Schuler, Gersauerstrasse 16, 6440 Brunnen

Dr. Alois Steiner, Kreuzbühlweg 22, 6045 Meggen

Schweizerische Kirchenzeitung

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Maihofstrasse 74, 6006 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-429 53 27, Telefax 041-429 53 21

Mitredaktoren
Adrian Loretan, lic. theol., Dr. iur. can., Professor
Lindauring 13, 6023 Rothenburg
Telefon 041-280 74 33
Urban Fink, lic. phil., Dr. theol. des.
Postfach 7231, 8023 Zürich
Telefon 01-262 55 07
Heinz Angehrn, Pfarrer
Kirchweg 3, 9030 Abtwil
Telefon 071-311 17 11

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Maihofstrasse 74
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-429 53 86, Telefax 041-429 53 21,
Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 115.– zuzüglich MWST,
Ausland Fr. 115.– zuzüglich MWST und Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost);
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 76.– zuzüglich MWST;
Einzelnummer: Fr. 3.– zuzüglich MWST und Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

der Sorge» 1937 begegneten und die deutschen Katholiken warnen wollten, was die Wut des überraschten Naziregimes auslöste. Von Kriegsbegeisterung war im katholischen Bevölkerungsteil 1939 nichts zu verspüren; im Klerus zeigten sich sogar Tendenzen, die Niederlage Deutschlands zu begrüssen, da der Ausbruch des Krieges keinerlei Entspannung im gestörten Verhältnis zwischen Kirche und Nazistaat brachte. Das zeigte sich unter anderem deutlich in der Seelsorge an polnischen Zivilarbeitern, mit denen jeglicher Kontakt von Staats wegen verboten war. Die Klöster wurden ab 1941 systematisch aufgehoben, wobei es gelegentlich zu eindrücklichen Demonstrationen der katholischen Bevölkerung für die vertriebenen Ordensleute kam.

Eine nicht zu übersehende Schwäche im Deutschen Episkopat war dessen Präsident, Kardinalerzbischof Bertram von Breslau, der durch zahlreiche Eingaben, die rechtlich wohl ausgefeilt, aber praktisch wirkungslos waren, das Unheil abzuwenden suchte. Persönlichkeiten wie Bischof von Galen von Münster hätten wohl eine konsequentere Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber eingenommen. Dass es nach einem allfälligen Sieg Hitlerdeutschlands zu einer fruchtbaren Endabrechnung mit der katholischen Kirche gekommen wäre, steht ausser Zweifel.[2]

Zu einer Protestaktion der Kirche gegen die Judenverfolgungen kam es nicht, da auch Papst Pius XII. von der Wirkungslosigkeit eines öffentlichen Protestes zutiefst überzeugt war und fürchtete, wofür er offenbar Gründe hatte, dass ein solcher Protest die Lage der Betroffenen nur verschlimmern und die noch vorhandenen Möglichkeiten zur praktischen Hilfeleistung weiter veringern würde. Deswegen fiel die Weihnachtsbotschaft des Papstes 1942 zwar deutlich, aber mit der entsprechenden Zurückhaltung aus.

Konkreter, handfester Widerstand gegen das Regime wurde nur vereinzelt geleistet. Die Befreiung Deutschlands konnte letztlich nur durch die bedingungslose Niederlage Deutschlands erfolgen.

Heinz Hürten, bis 1933 Professor für neue Geschichte an der Universität Eichstätt, sorgt mit seinen historischen Forschungen für Klarheit und Offenheit in der Betrachtung schwieriger Zeitläufe. Die Kirche in der Epoche der Weltkriege hat in ihm einen souveränen Geschichtsschreiber gefunden.

Alois Steiner

[1] Heinz Hürten, Deutsche Katholiken 1918 bis 1945, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1992.

[2] Heinz Hürten, Katholiken, Kirche und Staat als Problem der Historie. Ausgewählte Aufsätze 1963–1992 (Hrsg. Hubert Gruber), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1994.

Der schweigende Gott

Raimon Panikkar, Gottes Schweigen. Die Antwort des Buddha für unsere Zeit. Deutsche Übersetzung aus dem Amerikanischen (1989) von Susanne Schaup, Kösel Verlag, München 1992, 374 Seiten.

Raimon Panikkar ist ein bekannter Religionswissenschafter, der in Kalifornien lebt. Schon seine Herkunft verweist ihn auf den Dialog der Weltreligionen. Seine Mutter war Spanierin und sein Vater Inder. Von diesen zwei so verschiedenen religiösen Welten und Kulturen lebt sein Buch «Gottes Schweigen». Die traditionellen monotheistischen Religionen verkünden den sich offenbarenden Gott – einen redenden Gott also. Ganz anders der Buddhismus und die östlichen Religionen und auch der moderne, besonders im Westen sich ausbreitende Atheismus. Sie berufen sich auf den schweigenden Gott. Es geht da um die Erkenntnis, dass Gott in keiner Religion fassbar und begreifbar ist. In diesem Zusammenhang steht die sogenannte «negative Theologie», die aussagt, dass über Gott nur negative Aussagen möglich sind. Das Buch ist eine Herausforderung, die aber zugleich dazu anregen kann, unsere Gottesvorstellungen kritischer zu betrachten, verfestigten und erstarten Formeln gegenüber unbefangener zu werden und sich um so mehr meditativ in eine mystische Gottnähe zu begeben.

Leo Ettlin

Katholische Kirchgemeinde, 9107 Urnäsch-Hundwil

Wir suchen auf das Schuljahr 1996/97 für den interkonfessionellen Unterricht an der Oberstufe

eine Lehrkraft **für 2–4 Lektionen pro Woche.**

Melden Sie sich bitte bei:
H. Zlabinger, Kirchenpräsident, Telefon 071-364 24 67

Die Alternative!

Ab sofort lieferbar
rote, weisse und bernsteinfarbene

Glasopferlichte

Die Gläubigen füllen selber nach.
Minimale Investition –
Maximaler Umweltschutz.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 041-921 10 38

Katholische Kirchgemeinde Kerns

Unsere Pfarrei mit ca. 5000 Einwohnern ist im Umbruch; auf dem Weg von der versorgten zu einer selbstsorgenden Gemeinde!
Verschiedene Arbeitsgruppen sind seit einem Jahr an einem intensiven Planungsprozess beteiligt. Haben Sie Mut und Freude, sich daran zu beteiligen und mit unserer Pfarrei auf den Weg zu gehen?

Wir suchen erfahrene/n Pastoralassistenten/-in oder Katecheten/-in

Ihr Aufgabenbereich:
Liturgie, Pfarreiseelsorge, schulische Katechese, Erwachsenenbildung, Gruppenbegleitung.

Sie finden bei uns ein interessantes Wirkungsfeld in einer sehr schönen Gegend.
Stellenantritt: Auf Schuljahr 1996/97 oder nach Vereinbarung.
Weitere Auskünfte erhalten Sie vom jetzigen Stelleninhaber Franz Enderli, Kerns, Telefon 041-660 01 86.

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen nimmt gerne entgegen: Kirchenratspräsident Roland Rossacher, Pfrundmatt 5, 6064 Kerns

Kath. Kirchgemeinde Oberhelfenschwil

Wir suchen ab sofort oder nach Vereinbarung einen oder eine

Chorleiter/Chorleiterin für den Kirchenchor

Nach Möglichkeit kann auch der Orgeldienst übernommen werden. Unser Chor zählt 27 Mitglieder und ist auch mit jüngeren Stimmen besetzt.

Nähere Auskünfte erteilt die Präsidentin des Chores, M.-Th. Bischof, Telefon 071-374 20 02.

Ihre Bewerbung richten Sie bitte mit den üblichen Unterlagen an den Präsidenten des Kirchenverwaltungsrates: Paul Bischof, Niederholz, 9621 Oberhelfenschwil

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA

NEU!

direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name

Adresse

PLZ/Ort

Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14

LIENERT KERZEN

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 283 24 32

STÖCKLI AG STANS

RESTAURIERUNGEN VON SKULPTUREN,
GEMÄLDEN, RAHMEN, WANDMALEREIEN
UND FASSADEN
VERGOLDUNG UND MALEREI
UNTERSUCH UND BEARBEITUNG
HISTORISCHER OBJEKTE

TOTTIKONSTRASSE 5
6370 STANS
TEL. 041-610 16 35
FAX 041-610 00 36

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.

GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-420 44 00

Frau mittleren Alters sucht neuen Wirkungskreis in

Pfarrhaus mit Sekretariat

Für erste Kontaktaufnahme bitte unter Chiffre 1738 an die Schweizerische Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Brauchen Sie kompetente Hilfe auf Ihrem Sekretariat

Erfahrene Pfarreisekretärin empfiehlt sich für stunden- oder tageweisen Einsatz, Ferienablösung usw. und erledigt alle anfallenden Arbeiten; gute PC-Kenntnisse. Schreiben Sie bitte kurz an Chiffre 1737, Schweizerische Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Katholische Kirchgemeinden Buchs-Grabs und Sevelen

Für die beiden Pfarreien Buchs-Grabs und Sevelen suchen wir nach Vereinbarung

eine Katechetin oder einen Katecheten

Die Aufgaben umfassen im wesentlichen
- Religionsunterricht an der Mittel- und *Oberstufe*
- Jugendarbeit
- Mitarbeit in Jugend- und Familiengottesdiensten
- Begleitung von nebenamtlichen Katechetinnen

Wir bieten Ihnen:
- vielseitige, interessante und selbständige Tätigkeit
- zeitgemässe Besoldung nach den Richtlinien der Kirchgemeinde Buchs-Grabs

Weitere Auskünfte erhalten Sie von Pfarrer Josef Mannhart, Telefon 081-756 19 59.

Bewerbungen sind erbeten an den Präsidenten der Kirchenverwaltung Buchs-Grabs:
Dr. Markus Gassner, Spitalstrasse 8, 9472 Grabs

AZA 6002 LUZERN

0007531 82
Herrn Th. Pfammatter
Buchhandlung
6060 Sarnen

21–22/23. 5. 96